

meinsame heilige Arbeit wieder auf, im alleinigen Vertrauen auf die Hilfe der himmlischen Gnade, im Lichte des Geistes und in der Freude des Herzens zum Wohle der heiligen Kirche Gottes. Damit das Licht und die Gnade unseren Sorgen und Wünschen in reichem Maße willfahre, erteilen Wir Dir, Ehrwürdiger Bruder, und

Deiner ganzen Herde in übergroßer Liebe im Herrn den Apostolischen Segen.

Gegeben zu Rom, bei St. Peter, am 6. Januar 1963, am Feste der Epiphanie des Herrn, im fünften Jahre Unseres Pontifikates.

JOHANNES XXIII., PP

Die Konstitution über die Liturgie

In den letzten Tagen der Ersten Sitzungsperiode hat das Konzil mit überwältigender Mehrheit die Grundsätze der Konstitution über die Liturgie verabschiedet (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 199, 201). Alles Wesentliche ihres Inhaltes wurde durch einen umfangreichen Aufsatz von Dom Cipriano Vagaggini im „Osservatore Romano“ am 8. Dezember 1962 der Öffentlichkeit mitgeteilt. Wichtige Stellen aus der Konstitution wurden sogar im Wortlaut zitiert, so daß es nunmehr möglich ist, von den bisherigen Konzilsbeschlüssen über die Liturgie ein genaues Bild wiederzugeben.

Das Konzil hat, wie bekannt, das Vorwort und das erste Kapitel der liturgischen Vorlage endgültig zum Beschluß erhoben. Dieser Beschluß hat allerdings nur einen vorläufigen Charakter; denn das Konzil wird wohl nach Beendigung der Verhandlungen über die anderen Kapitel des Schemas zu einer Gesamtabstimmung schreiten. Auf jeden Fall aber steht die Bestätigung und Promulgation des bisher schon Beschlossenen durch den Papst noch dahin. Es ist deshalb nicht ganz und gar ausgeschlossen, daß Modifikationen der Beschlüsse vorgenommen oder angestrebt werden. Professor Piet Fransen, Innsbruck, berichtet ja in „Wort und Wahrheit“ (Januar 1963, S. 15), daß eine Opposition, die von einigen Mitgliedern der Kurie angeführt wurde und aus italienischen, spanischen, englischen sowie nord- und südamerikanischen Bischöfen bestand, auch noch nach dem Abschluß der Konzilsdebatten über die Liturgie die Arbeit der Kommission zu stoppen versuchte und nur durch den Kardinalstaatssekretär beschwichtigt werden konnte.

Nachdem aber bei den Schlußabstimmungen eine so gewaltige Mehrheit für das Schema erzielt wurde, daß man von Einmütigkeit sprechen kann, festigt sich der Eindruck, daß die Beschlüsse bestehen bleiben werden.

Begründung und Bedeutung der Konstitution

Das Konzil hat dem Dokument über die Liturgie den Namen „Konstitution“ gegeben. So wird zum Ausdruck gebracht, daß darin nur die Prinzipien und Richtlinien für die Reform der Liturgie enthalten sind, die in später zu erarbeitenden und von den zuständigen Organen zu beschließenden „Dekreten“ Gesetzeskraft erlangen sollen. Das vorliegende Dokument ist auch keine „dogmatische Konstitution“; es enthält sich dogmatischer Definitionen.

In einem kurzen Vorwort mit vier Artikeln wird dargelegt, welche Absicht die Konstitution verfolgt. Das Konzil will das christliche Leben der Gläubigen vertiefen, die Wiedervereinigung aller Christgläubigen fördern und allen Menschen den Weg in die Kirche weisen. Deshalb sollen Institutionen, soweit die Kirche zu ihrer Abänderung befugt ist, den Bedürfnissen unserer Zeit angepaßt werden. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit und die Bedeutung einer Erneuerung und der Pflege der Liturgie. Durch die Liturgie, zumal durch das heilige Meßopfer, wird ja das Werk unserer Erlösung an den einzelnen

Menschen vollzogen. Sie trägt in höchstem Maß dazu bei, daß die Gläubigen das Mysterium Christi und die Wesenswirklichkeit der Kirche in ihrem Leben ausdrücken und sie offenbar machen. Denn die Kirche vereinigt in sich menschliche und göttliche, sichtbare und unsichtbare, aktive und kontemplative, der Gegenwart zugewandte und in die Zukunft weisende Züge und ordnet alles Menschliche auf Gott hin. Sie errichtet aus den Gläubigen den lebendigen Tempel des Herrn, von dem die Kraft zur Verkündigung des Evangeliums und jenes Leuchten ausgeht, das allen Völkern zum Zeichen dienen soll.

Das Konzil erklärt im Vorwort der Konstitution ferner, daß einige ihrer Prinzipien auf alle Riten anzuwenden sind, während die praktischen Normen hauptsächlich den römischen Ritus betreffen. Darin soll keine Abwertung der übrigen liegen. Von neuem wird bestätigt, daß alle Riten, die von der Kirche anerkannt sind, gleiches Recht und gleiche Ehre genießen, in Zukunft erhalten und gepflegt werden und ebenso wie der römische mit Achtung vor der Tradition den Verhältnissen unserer Zeit angepaßt und dadurch gekräftigt werden sollen.

Natur und Bedeutung der Liturgie im Leben der Kirche

Das erste Kapitel der Konstitution trägt die Überschrift „Allgemeine Prinzipien zur Erneuerung und Pflege der Heiligen Liturgie“. Es enthält demnach keinen liturgischen oder dogmatischen Traktat, sondern nimmt auf die Glaubenswahrheiten nur Bezug, um die praktischen Normen daraus herzuleiten oder in den richtigen Zusammenhang zu stellen.

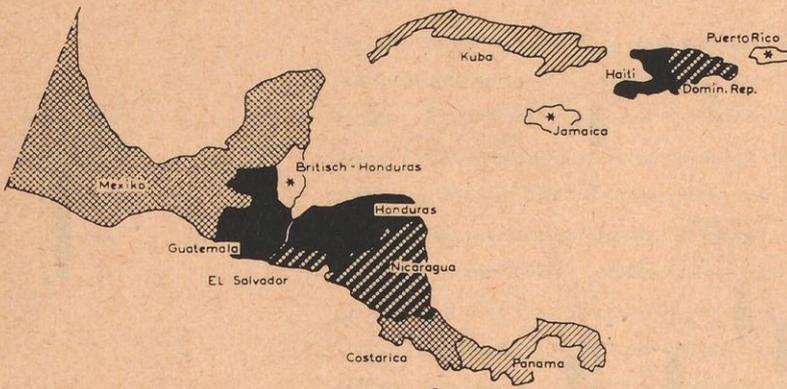
Der Gedankengang hat einen klaren Aufbau: Aus dem Wesen der Liturgie ergibt sich ihre Bedeutung für das christliche Leben und für das Leben der Kirche (1. Teil); deshalb muß alles getan werden, um die Gläubigen zu aktiver Teilnahme an der Liturgie zu führen, und das ist zunächst eine Frage der liturgischen Bildung des Klerus und der Gläubigen (2. Teil); es ist aber zugleich auch der Grund für eine liturgische Reform (3. Teil). Diese wiederum setzt voraus, daß der Sinn für die Liturgie in den Diözesen und Pfarrgemeinden gepflegt wird (4. Teil); dazu sind organisatorische Maßnahmen zu treffen (5. Teil).

Der erste Teil des Kapitels bietet die grundlegende Lehre über die Liturgie. Diese Lehre nimmt ihren Ausgang von der Wahrheit, daß das ganze sakramentale Leben seine Wurzel in der Inkarnation des Wortes Gottes hat. Christus bediente sich seiner Menschheit als des Werkzeuges zu unserer Erlösung. So trägt schon diese einen sakramentalen Charakter. „Durch sein Sterben hat er unsern Tod vernichtet und durch seine Auferstehung neues Leben uns erworben“ (Osterpräfatation).

Aus der Seitenwunde Christi, der sein letztes Blut für uns dahingab, wurde, um mit Leo XIII. und Pius XII. zu sprechen, die Kirche geboren, auch sie, als ganze betrachtet, ein „wunderbares Sakrament“, das hinfort die

Lateinamerika als Agrarkontinent

Quelle: The Face and Features of Latin America, in: CIF Reports, Vol. 1, Nr. 2, Mai 1962, S. 57-70



Landwirtschaftliche Erwerbsbevölkerung in % der gesamten Erwerbsbevölkerung:

- unter 40 %
- 40 — 50 %
- 50 — 60 %
- 60 — 70 %
- über 70 %

* Ohne Angabe

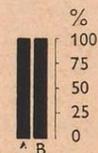
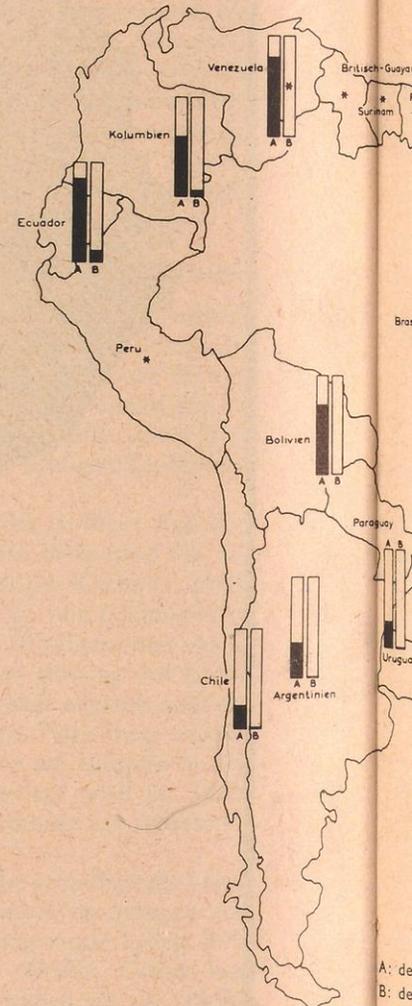
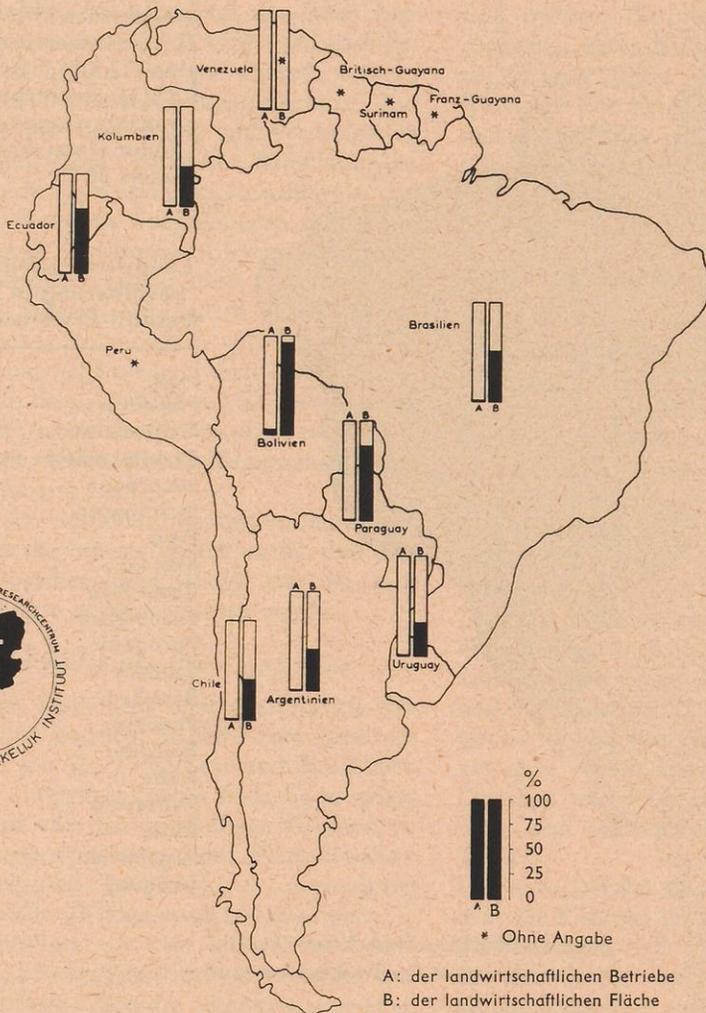
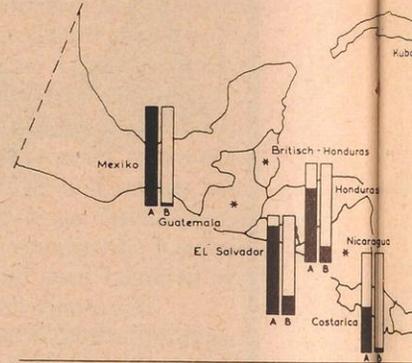
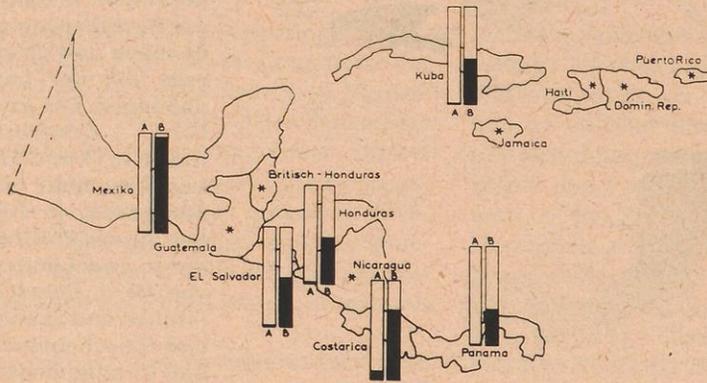
Lateinamerika ist ein Agrarkontinent, in dem drei Viertel der Bevölkerung auf dem Lande leben und direkt oder indirekt von der Landwirtschaft abhängen. Die landwirtschaftliche Erwerbsbevölkerung macht in 13 von 20 aufgeführten Ländern mehr als die Hälfte der gesamten Erwerbsbevölkerung aus. Während in Europa nur in zwei Ländern der Anteil von 40 % überschritten wird (Italien und Spanien; Portugal und Griechenland unbekannt) und in allen anderen Ländern der Anteil unter 30 % liegt (Frankreich 27%, Deutschland 23%, Niederlande 20%, Belgien 12,5%, Großbritannien 5,3%), verzeichnen in Lateinamerika umgekehrt nur drei Länder einen Anteil von weniger als 30 %.

Landwirtschaftliche Erwerbsbevölkerung in Prozent der Gesamt-Erwerbsbevölkerung:

Haiti	83,2
Honduras	83,1
Guatemala	74,9
Dominikanische Republik	69,6
Nicaragua	67,7
El Salvador	63,2
Perú	62,5
Mexiko	57,8
Costa Rica	54,7
Kolumbien	53,9
Paraguay	53,8
Ecuador	53,2
Brasilien	50,5
Panamá	49,8
Bolivien	49,4
Kuba	41,5
Venezuela	41,3
Chile	29,6
Argentinien	25,2
Uruguay	21,7



Der Grundbesitz in



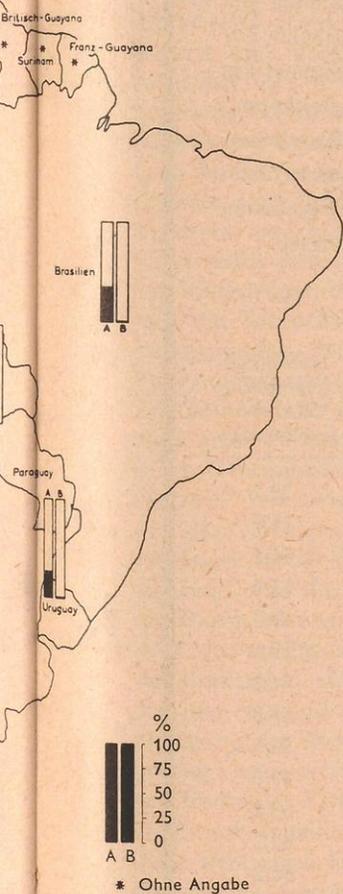
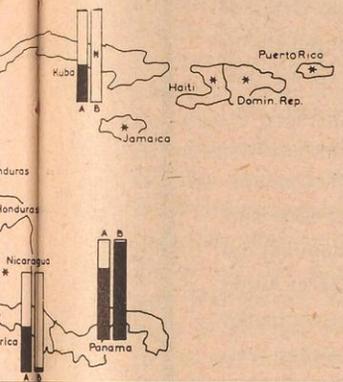
* Ohne Angabe

A: der landwirtschaftlichen Betriebe
B: der landwirtschaftlichen Fläche

Latifundien (über 1000 ha)

Minifundien (unter 1000 ha)

z in Lateinamerika



A: der landwirtschaftlichen Betriebe
B: der landwirtschaftlichen Fläche

Das Mißverhältnis des Groß- und Kleingrundbesitzes charakterisiert die lateinamerikanische Agrarstruktur, worüber Herder-Korrespondenz 16. Jhg., S. 351 ff berichtet hat. Es heißt dort u. a.: „Die gegenwärtige Agrarstruktur Lateinamerikas ist durch das mangelnde Gleichgewicht zwischen der Zahl der Grundeigentümer und der nutzbar gemachten Fläche gekennzeichnet. Durch die Überzahl der Minifundien muß sich die große Mehrheit der Landbevölkerung mit winzigen Landstücken begnügen und sind die meisten Angehörigen der ländlichen Bevölkerung Tagelöhner. Andererseits hat eine kleine Gruppe von Großgrundbesitzern fast das Monopol für die gesamte nutzbar gemachte Fläche in Händen.“

Das Mißverhältnis auf Seiten der Latifundien ist besonders kraß in Mexiko, Bolivien und Paraguay; relativ besser scheint die Lage in Uruguay, Chile, Argentinien und Panamá zu sein. Die Lage der Kleinstbauern ist besonders erbärmlich in Mexiko und Bolivien, auch in Kolumbien, Ecuador, Panamá und Honduras; etwas besser stehen die Dinge in Argentinien, Brasilien, Chile und Uruguay.

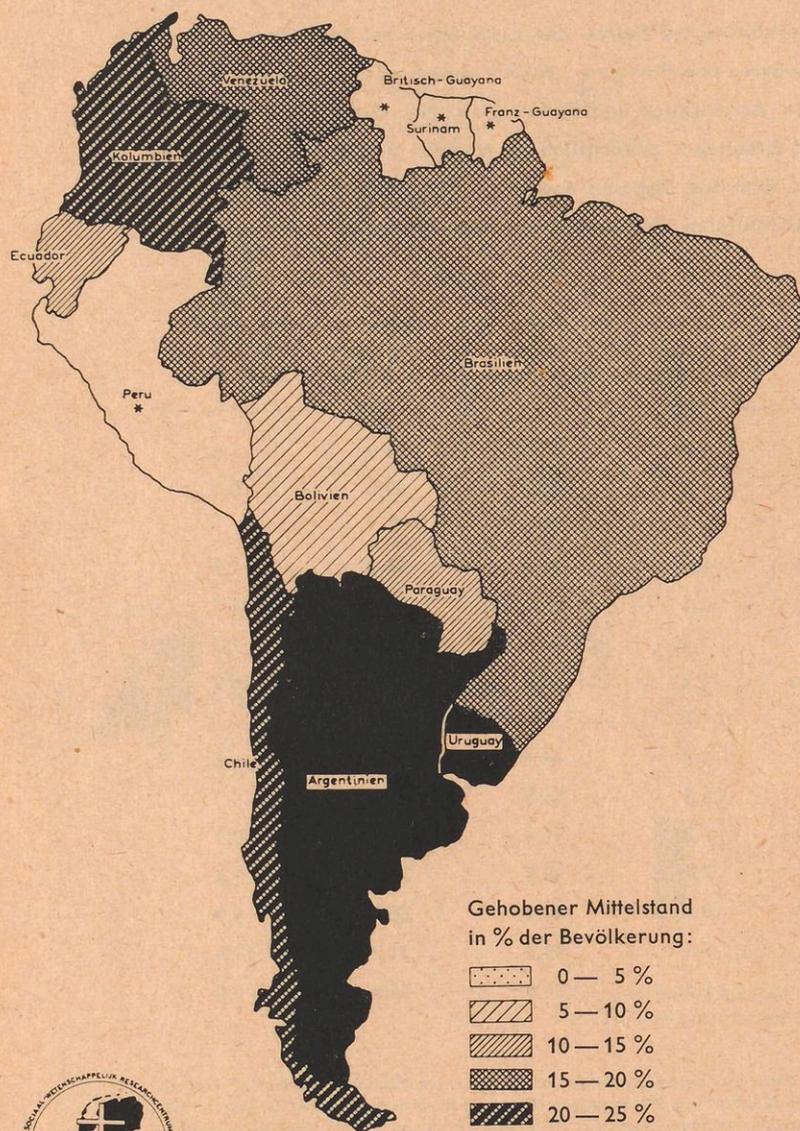
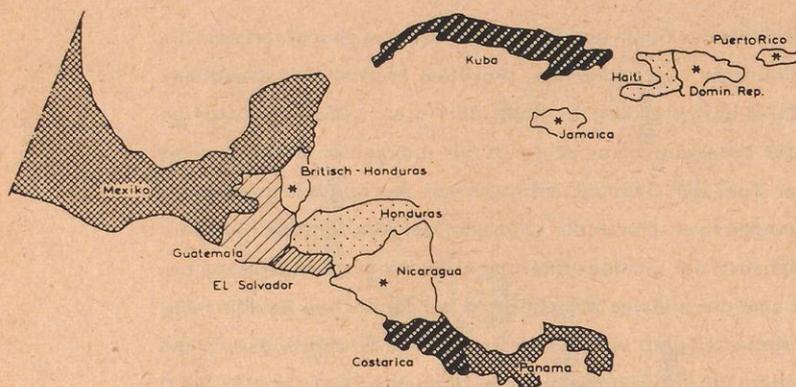
	Latifundien über 1000 ha		Minifundien unter 10 ha	
	in % aller landw. Betriebe	in % der landw. Fläche	in % aller landw. Betriebe	in % der landw. Fläche
Mexiko	1,0	97,0	99,0	3,0
Bolivien	6,3	91,9	69,4	0,4
Paraguay	0,2	75,0		
Costa Rica	8,9	70,9	44,0	2,9
Ecuador	2,1	64,4	83,6	11,7
Brasilien	1,6	50,9	34,4	1,3
El Salvador	1,2	50,0	88,7	18,9
Venezuela	1,7		80,6	
Honduras	1,8	46,3	75,0	16,1
Kuba	1,5	46,0	39,1	
Argentinien	1,2	41,4	34,4	0,9
Chile	2,1	40,5	23,0	1,7
Kolumbien	0,9	40,2	60,5	6,9
Panamá	1,5	35,5	71,7	17,4
Uruguay	1,3	34,0	25,9	0,6

Quellen: La estructura agropecuaria de las naciones americanas. Washington: Instituto Interamericana de Estadística, Pan American Union, in: Rural Sociology, Vol. 25, March 1960, Nr. 1, Joao Gonçalves de Souza, Aspects of Land Tenure Problems in Latin America, p. 26-37 — Fr. Houtart, La Iglesia latinoamericana en la hora del Concilio, FERES-Friburgo, 1962, p. 18 — Staatslexikon, Verlag Herder, Paraguay, Band 6, Spalte 160 — Länderlexikon, Verlag Weltarchiv, Paraguay, S. 1477

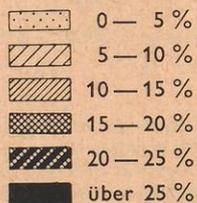
unter 10 ha)

Mittelstand in Lateinamerika

Quelle: The Face and Features of Latin America, in: CIF Reports, Vol. 1, Nr. 2, Mai 1962, S. 57-70



Gehobener Mittelstand
in % der Bevölkerung:



* Ohne Angabe

Es handelt sich hier (im Original der Quelle wird die Bezeichnung „higher middle class“ verwendet) nicht um einen rein wirtschaftlichen, sondern um einen sozialwirtschaftlichen Begriff. Der vorliegende Tatbestand erweist sich als Spiegelbild des Schaubildes auf Seite 1, so daß ein größerer Anteil von Angehörigen des gehobenen Mittelstandes als ein Zeichen weiter fortgeschrittener Entwicklung zu deuten ist. Über die Wechselwirkung beider Tatbestände gibt die folgende Tabelle Auskunft. Zur sozialen Typologie Lateinamerikas verweisen wir auf den gleichnamigen Beitrag in Herder-Korrespondenz 16. Jhg., S. 259 ff; dort ist näheres über die sozialökonomischen Gruppierungen nachzulesen.

	Gehobener Mittelstand in Prozent der Bevölkerung	Landwirtschaftl. Erwerbsbevölg. in Prozent der Erwerbsbevölg.
--	--	--

Argentinien	35,9	25,2
Uruguay	33,0	21,7
Costa Rica	22,3	54,7
Kolumbien	21,9	53,9
Kuba	21,7	41,5
Chile	21,4	29,6
Venezuela	18,2	41,3
Mexiko	16,9	57,8
Brasilien	15,2	50,5
Panamá	15,2	49,8
Paraguay	14,2	53,8
El Salvador	10,5	63,2
Ecuador	10,5	53,2
Guatemala	7,7	74,9
Bolivien	7,6	49,4
Honduras	4,5	83,1
Haiti	3,0	83,2



Menschheit Jesu als Werkzeug der Erlösung ersetzt. Die Kirche übernimmt diese Funktion hauptsächlich durch das Opfer und die Sakramente, um die sich ihre Liturgie konzentriert. In dieser ist Christus gegenwärtig, in der Eucharistie sowohl in der Person des Priesters als auch besonders unter den eucharistischen Gestalten, in den Sakramenten als der, der das gnadenhafte Geschehen in ihnen vollbringt. Ferner ist der Herr gegenwärtig durch sein Wort und im Gebet der Gemeinde. So kann das Konzil erklären: „Mit Recht wird die Liturgie betrachtet als die Ausübung des Priestertums Jesu Christi. Sie drückt durch sichtbare Zeichen die Heiligung des Menschen aus und bewirkt sie in der Weise, die den einzelnen Menschen zukommt, und sie vollzieht den öffentlichen Kult des Mystischen Leibes Jesu Christi, des Hauptes und der Glieder. Daher ist jede liturgische Feier als Werk Christi, des Priesters, und seines Leibes, der Kirche, in so hervorragender Weise eine heilige Handlung, daß keine andere Handlung der Kirche ihr auf Grund dieses Charakters und Ranges an Wirksamkeit gleichkommt.“ Sie nimmt auch in gewisser Weise die himmlische Liturgie vorweg, in der wir das Ziel unseres Lebens sehen.

Gewiß erschöpft sich die Tätigkeit der Kirche nicht in ihrer Liturgie. Ehe die Menschen dahin gelangen, müssen sie zum Glauben und zur Bekehrung kommen (vgl. Röm. 10, 14—15). Und auch die Gläubigen müssen, wie das Konzil zur Vorkehrung gegen jedes Mißverständnis magischer Art lehrt, durch Glauben, Buße, Gehorsam gegen die Gebote und durch alle Werke der Liebe, Frömmigkeit und des Glaubenseifers für den fruchtbaren Empfang der Sakramente disponiert werden. „Dennoch ist die Liturgie der Gipfel, zu dem die Wirksamkeit der Kirche hinstrebt, und zugleich die Quelle, aus der ihre ganze Kraft fließt; denn die apostolischen Tätigkeiten sind darauf hingeeordnet, daß alle, wenn sie durch den Glauben und die Taufe Kinder Gottes geworden sind, sich zusammenfinden, inmitten der Kirche Gott loben, am Opfer teilnehmen und das Herrenmahl essen.“

Das Konzil stellt die Heilmächtigkeit der Liturgie sehr stark heraus. Diese drängt die Gläubigen, die von „österlichen Geheimnissen“ gesättigt sind, dazu, daß sie „eines Herzens“ sein mögen (Ostermesse); sie heißt uns beten, daß die Gläubigen das Sakrament, „das sie im Glauben empfangen, durch ihren Lebenswandel bewahren“ (Osterdienstag), und die eucharistische Erneuerung des Bundes des Herrn mit uns Menschen entzündet in den Gläubigen die Liebe zu Christus. „Aus der Liturgie, besonders aus der Eucharistie, strömt die Gnade wie aus einer Quelle auf uns ein, und so wird mit höchster Wirkkraft jene Heiligung der Menschen in Christus und jene Verherrlichung Gottes erreicht, auf die als auf ihr Ziel alle anderen Werke der Kirche hinstreben.“

Doch noch einmal wird ergänzend hinzugefügt, wie sehr diese Wirkungen davon abhängen, daß die Gläubigen in der rechten Gesinnung zur Liturgie hinzutreten, ihre Herzen den Worten angleichen und mit der Gnade mitwirken. Daher sollen die Seelsorger nicht nur auf den gültigen und rechtmäßigen Vollzug bedacht sein, sondern Sorge tragen, daß ihre Anbefohlenen „wissend, aktiv und fruchtbar“ daran teilnehmen. „Das geistliche Leben erschöpft sich nicht in der Teilnahme an der Liturgie allein. Der Christ ist zum gemeinsamen Gebet berufen, aber er muß auch in sein Kämmerlein eintreten, um verborgen zum Vater zu beten, ja nach der Lehre des Apostels ohne Unterlaß zu beten. Und von demselben Apostel

werden wir ermahnt, immer das Todesleiden Jesu an unserm Leibe herumzutragen (vgl. 2 Kor. 4, 10), damit auch das Leben Jesu in unserm sterblichen Fleisch offenbar werde.“ Aus diesem Grunde empfiehlt das Konzil die volkstümlichen frommen Übungen, sofern sie mit den Normen der Kirche übereinstimmen und besonders wenn sie auf Anordnung des Apostolischen Stuhles hin bestehen. Bemerkenswerterweise wird an dieser Stelle hinzugefügt, daß auch die vom Bischof angeordneten geistlichen Übungen eine besondere Würde haben. Aber alle Andachten sollen vom Geist der Liturgie erfüllt sein und die Gläubigen zu ihr hinführen, da sie alles andere an Würde hinter sich läßt.

Förderung der liturgischen Bildung und aktiven Teilnahme

Die volle, bewußte und aktive Teilnahme an der Liturgie wird in dem schwerwiegenden einleitenden Satz des folgenden Abschnittes der Konstitution bezeichnet als ein Recht und ein Amt (*ius et officium*), worauf das christliche Volk als königliches Priestertum kraft der Taufe Anspruch hat. Auf die volle und aktive Teilnahme des ganzen Volkes, so heißt es weiter, ist bei der Erneuerung und Pflege der Liturgie höchste Aufmerksamkeit zu verwenden; denn eine solche Teilnahme ist die erste und notwendige Quelle, aus der die Gläubigen den wahren christlichen Geist schöpfen. Daher muß sie in der gesamten Seelsorge angestrebt werden.

Eine Voraussetzung zur Verwirklichung dieses Vorhabens liegt darin, daß die Geistlichen tief vom Geist und von der Kraft der Liturgie durchdrungen sind, so daß sie darin die Lehrer ihrer Gläubigen zu sein vermögen. Daher müssen die Dozenten für Liturgie an den Priesterseminaren in Zukunft durch ein Studium an besonderen Instituten für ihre Aufgabe vorbereitet werden. Liturgie wird an den theologischen Lehranstalten zum Hauptfach erhoben. Der Unterricht hat die theologischen, historischen, geistlichen, pastoralen und juridischen Aspekte der Liturgie zu vermitteln. Die Lehrer der anderen Disziplinen, besonders der Dogmatik, der biblischen Wissenschaften, der Asketik und der Pastoral, sollen das Christusmysterium und die Heilsgeschichte herausarbeiten, so daß die Beziehung ihrer Fächer zur Liturgie und die Einheit der priesterlichen Bildung deutlich sichtbar wird. Die Kandidaten des Priestertums sollen ferner auch eine geistliche Führung erhalten, die sich ganz und gar an der Liturgie orientiert. „Das ganze Leben in den Seminaren und Ordensinstituten soll tief von liturgischem Geist erfüllt sein.“ Auch die Priester sollen danach streben, in Sinn und Geist ihrer liturgischen Funktionen unermüdlich einzudringen, ein liturgisches Leben zu führen und darin die Gemeinschaft mit ihren Gläubigen zu pflegen.

Die liturgische Erneuerung

Das Kernstück der Konstitution ist der liturgischen Erneuerung gewidmet, auf die sich ja auch das allgemeine Interesse konzentriert. Der dritte Abschnitt der Konstitution spricht einleitend den Grundgedanken aus, der die Erneuerung der Liturgie erforderlich macht und der sie normiert. Es handelt sich darum, daß die „Texte und Riten so geordnet werden, daß sie das Heilige, welches sie bezeichnen, klarer ausdrücken und daß das christliche Volk, soweit es möglich ist, sie leicht verstehen und voll, aktiv und in einer seiner Gemeinschaft entsprechenden Weise daran teilnehmen kann“. Dieses oberste Prinzip der künftigen Reformen ergibt sich zwingend aus allem,

was über die Bedeutung der Liturgie für das geistliche Leben der einzelnen Gläubigen und der kirchlichen Gemeinschaft gesagt worden ist. Daraus werden einige allgemeine Normen abgeleitet und ferner solche, die sich aus der hierarchischen, kommunitären und pastoralen Natur der Liturgie sowie aus der Notwendigkeit der Anpassung an die Eigenart und an die Traditionen der verschiedenen Völker ergeben.

Die allgemeinen Normen betreffen die Kompetenz zur Ordnung der Liturgie, das Verhältnis von Tradition und Fortschritt, Liturgie und Bibel und die Reform der liturgischen Bücher.

In Hinsicht auf die Kompetenz für liturgische Gesetze ist die wichtigste der bisherigen Konzilsentscheidungen gefallen. Artikel 22 der Konstitution stellt zunächst fest, daß die Ordnung der Liturgie allein von der Auktorität der Kirche abhängt, die dem Apostolischen Stuhl und, gemäß den rechtlichen Normen, dem Bischof zusteht. Dann folgt der Satz: „Ex potestate a iure concessa, rei liturgicae moderatio inter limites statutos, pertinet quoque ad competentes varii generis territoriales episcoporum coetus legitime constitutos.“ (Auf Grund vom Recht verliehener Vollmacht steht die Ordnung der Liturgie in den festgelegten Grenzen auch den verschiedenen territorialen, rechtmäßig konstituierten Gremien der Bischöfe zu.) Dazu sagt der Berichterstatter, Bischof Calewaert von Gent: Der Ausdruck „vom Recht verliehen“ wolle so verstanden werden, daß die Konstitution weder über das theologische Fundament dieses Rechtes eine Entscheidung treffen noch einer späteren Konstitution über die bischöflichen Rechte vorgreifen wollte. Der Ausdruck „Bischöfskonferenzen“, so naheliegend er war und so sehr sie hauptsächlich gemeint sind, sei durch einen allgemeineren Begriff ersetzt worden, weil man dem kommenden Schema über die Bischöfe nicht vorgreifen, weil man aber auch die im Kirchenrecht legitimierten partikulären Synoden und Konzile nicht außer acht lassen wollte. Für die Liturgische Kommission kam es nur darauf an, die Ausführung der liturgischen Erneuerung der Hauptsache nach in die Hände der Bischöfe zu legen, aber doch auch nicht in die Hände der einzelnen Bischöfe, weil dann eine allzu weitgehende Zersplitterung auf liturgischem Gebiet zu befürchten gewesen wäre.

Im folgenden Artikel spricht die Konstitution ein Wort aus, mit dem man in der Kirche sehr vorsichtig umgeht; sie spricht von „Neuerungen“ (innovationes), von „neuen Formen“. Die Tragweite dieser Worte ergibt sich aus der Erläuterung durch den Berichterstatter. Sie bedeuten, daß die Einführung neuer Riten ermöglicht wird, wenn sie aus den bisherigen organisch hervorgehen. „Der Text des Schemas schlägt keine Tür zu“, erklärte der Bischof von Gent. Selbstverständlich müssen alle Neuerungen wissenschaftlich vorbereitet, auf die Struktur und den Geist der Liturgie abgestimmt und von den bisherigen Erfahrungen empfohlen werden. Aber sie sind möglich, und zwar nicht nur in Kleinigkeiten; nur sollen sie bedachtsam und Schritt für Schritt vorgenommen werden.

Hieran anschließend und auch diese Sache in die Erneuerung einbeziehend, spricht die Konstitution von der Bedeutung der Heiligen Schrift innerhalb der Liturgiefeier. Bei der liturgischen Erneuerung soll dieselbe Liebe zur Heiligen Schrift die Feder führen, die einstmal die Liturgien des Ostens und des Westens gestaltet hat.

Am Schluß der allgemeinen Normen steht der Auftrag des Konzils, daß die liturgischen Bücher sobald wie mög-

lich revidiert werden sollen, und zwar unter Hinzuziehung von Fachleuten und nach Befragung der Bischöfe aus aller Welt. Auch hier wollte das Konzil den Episkopat eingeschaltet wissen und die Unaufschiebbarkeit der Reform unterstreichen.

Die hierarchische und kommunitäre Natur der Liturgie

Die Konstitution erinnert nur an ein altes Prinzip, wenn sie zu Beginn des nächsten Abschnittes darauf hinweist, daß die liturgischen Feiern öffentlichen und kommunitären Charakter haben. Sie sind Akte der Kirche als des „Sakramentes der Einheit“, das im heiligen Volk Gottes unter Leitung der Bischöfe sichtbar wird.

Daraus werden nun aber wichtige Folgerungen gezogen: Soweit das möglich ist, soll die gemeinschaftliche und von der aktiven Teilnahme der Gläubigen getragene Form der liturgischen Handlungen immer der privaten vorgezogen werden. Das gilt besonders für die Feier der Messe. Allerdings hat das Konzil an dieser Stelle in den Entwurf eine Kautele zugunsten der Privatmessen eingefügt. Es spricht ihnen gemäß der neuen Tradition kraft einer fictio iuris den Öffentlichkeitscharakter zu, um nicht an eine Einrichtung zu rühren, die sehr tief im gläubigen Bewußtsein vieler verwurzelt und für eine Reform offenbar nicht reif ist.

Dann folgert die Konstitution aus dem kommunitären Charakter der Liturgie, daß jeder Teilnehmer, ob er ein liturgisches Amt ausübt oder einfach als Gläubiger dabei ist, nur das, aber auch alles das ausführen soll, was ihm bei der liturgischen Handlung zukommt. Dazu stellt das Konzil fest, daß auch die Ministranten, Lektoren, Kommentatoren und Sänger ein wirkliches liturgisches Amt ausüben und sich dessen bewußt sein mögen. Das Volk soll angehalten werden, seine aktive Teilnahme durch die Akklamationen, Responsionen, Psalmengesänge, Antiphonen, Cantica und die entsprechenden Gesten und Haltungen des Leibes auszudrücken. Auch das heilige Schweigen soll in der Liturgie Raum erhalten. Die Teilnahme der Gläubigen soll an den entsprechenden Stellen in den Rubriken festgelegt werden.

Von großer sozialer Tragweite ist die letzte Bestimmung dieses Abschnittes: „Abgesehen von den Unterschieden, die sich aus dem liturgischen Amt und der heiligen Weihe sowie den Ehren ergeben, die nach der Norm der liturgischen Gesetze den bürgerlichen Autoritäten zustehen, dürfen private Personen und ihre Stellung weder in den Zeremonien noch im äußeren Aufwand bevorzugt werden.“ Die Klassenunterschiede innerhalb der Kirche gehen endlich dem Ende entgegen.

Die didaktische und pastorale Natur der Liturgie

Wieder steht alsdann eine altbekannte Wahrheit an der Spitze der einschlägigen Normen: Die Liturgie ist zwar in erster Linie unsere Form des Kultes, des Gottesdienstes. Aber zugleich enthält sie die Verkündigung des Wortes Gottes und eine ergreifende Belehrung des Volkes; es ist Christus, der verkündigt; es ist das Volk, das selbst oder durch den Priester darauf antwortet.

Diese Struktur der Liturgie muß klar hervortreten. Deshalb sollen die liturgischen Riten „sich auszeichnen durch eine edle Einfachheit und durchsichtige Kürze; sie sollen unnötige Wiederholungen meiden, dem Verständnis der Gläubigen angepaßt sein und gemeinhin nicht vieler Erklärungen bedürfen“.

Die Verbindung zwischen der Liturgie und dem Wort

Gottes muß deutlich werden. Deshalb soll in den Gottesdiensten mehr, abwechslungsreicher und passender aus der Heiligen Schrift gelesen werden. Die Schriftlesung bedarf der Homilie. Deshalb ist diese in den Ritus einzubeziehen. Die Predigt innerhalb der Liturgie soll aus deren Quellen und denen der Heiligen Schrift schöpfen und hauptsächlich das wunderbare Wirken Gottes in der Heilsgeschichte und das Mysterium Christi verkündigen. Liturgische Katechesen werden empfohlen; sie können in kurzer Form im Ritus selbst wörtlich festgelegt werden.

Diesen Anordnungen hat das Konzil eine wichtige Neuerung hinzugefügt. Sie lautet: „An den Vorabenden der höheren Feste, an einzelnen Tagen im Advent und in der Fastenzeit und an Sonn- und Feiertagen möge die Feier des Wortes Gottes (*sacra Verbi Dei celebratio*) gepflegt werden, besonders da, wo kein Priester zur Verfügung steht. In solchen Fällen kann ein Diakon oder ein anderer vom Bischof Beauftragter die Feier leiten.“

Die didaktischen und pastoralen Erwägungen haben das Konzil auch bei der Ordnung der Sprachenfrage bestimmt. Ihr ist, mit einer kleinen Einschränkung gegenüber der Vorlage, der Satz vorangestellt worden, daß der Gebrauch der lateinischen Sprache in den lateinischen Riten, mit dem Vorbehalt rechtlicher Ausnahmen, bewahrt werden soll. Dann sagt die Konstitution: „Da aber der Gebrauch der Volkssprache in der Messe, in den Sakramenten und in anderen Teilen der Liturgie für das Volk oft sehr nützlich sein mag, kann ihr mehr Raum gewährt werden, besonders in den Lektionen und Admonitionen, in manchen Gebeten und Gesängen, jedoch gemäß den Normen, die in den folgenden Kapiteln der Konstitution dafür im einzelnen festgelegt werden.“

„Im Rahmen dieser Normen ist es Sache der örtlichen kirchlichen Autoritäten (d. h. der in Artikel 22 beschriebenen bischöflichen Gremien), gegebenenfalls nach Beratung mit den Nachbarbischofen gleicher Sprache, über den Gebrauch und die Form der Volkssprache zu beschließen. Die Beschlüsse müssen vom Apostolischen Stuhl gebilligt oder bestätigt werden. Die Übersetzungen des lateinischen Textes in die Volkssprache bedürfen für den Gebrauch in der Liturgie der Billigung durch die oben genannte Autorität“ (die Bischofsgremien).

Anpassung der Liturgie an die Eigenart der Völker

Die Anpassung der Liturgie an die Eigenart der asiatischen und afrikanischen Völker kommt aber nicht mit der Übersetzung der lateinischen Texte aus. Deshalb hat das Konzil beschlossen: „In den Sachen, die weder den Glauben noch das Gesamtwohl berühren, wünscht die Kirche nicht einmal in der Liturgie eine starre Einheitlichkeit. Sie möchte vielmehr die Eigenart aller verschiedenen Nationen und Völker pflegen und fördern. Was in den völkischen Eigenarten nicht gerade dem Aberglauben oder dem Irrtum untrennbar verhaftet ist, das nimmt sie wohlwollend auf und bewahrt es nach Möglichkeit. Ja, wenn es zum wahren und unverfälschten Geist der Liturgie paßt, dann nimmt sie es gegebenenfalls in die Liturgie auf.“ Den letzten, in seiner Tragweite noch gar nicht zu überschauenden Satz hat das Konzil dem Entwurf hinzugefügt.

Da ja fast alle Missionsgebiete dem lateinischen Ritus angehören, war es notwendig, ausdrücklich festzustellen, daß gerade dieser Ritus bei Wahrung seiner substantiellen Einheit für Variationen und Anpassungen an verschiedene Gruppen, Länder und Völker, besonders in den Mis-

sionsgebieten, offen gehalten werden muß, und zwar schon bei der nächsten Revision der liturgischen Bücher. Die Anpassung muß grundsätzlich und in den einzelnen Rubriken ermöglicht werden.

Auch der Beschluß über diese Anpassungen wird in die Hand der regionalen Bischofsgremien gelegt, wenn auch begrenzt durch die Richtlinien dieser Konstitution und die Anordnungen, die in den revidierten liturgischen Büchern enthalten sein werden. Aber das Konzil hat sich noch weiter aufgeschlossen. Es hat damit gerechnet, daß in dem einen oder anderen Missionsgebiet oder auch in ganzen Kontinenten eine noch gründlichere Anpassung der Liturgie notwendig werden könnte. In diesem Fall sollen die Bischöfe Experimente vornehmen und im Einvernehmen mit dem Heiligen Stuhl verfahren.

Hinter diesem Beschluß steht nach dem Kommentar von Vagaggini eine kühne Absicht: das Konzil will gestatten, daß die jungen Völker aus dem römischen Ritus ihre eigene Form des Gottesdienstes entwickeln.

Die Pflege des liturgischen Lebens in den Diözesen und Gemeinden

Das Konzil stellt alsdann eine Wahrheit wieder heraus, die dem Bewußtsein ein wenig entschwunden ist. Das liturgische Leben gipfelt in der Liturgie, die der Bischof in seiner Kathedrale als Hoherpriester seines Volkes feiert. Von ihm hängt das Christus-Leben seiner Gläubigen „in gewisser Weise“ ab. Deshalb sollen „alle“ nach Möglichkeit sich um den Bischof als Liturgen versammeln und die Bischöfe ihnen dazu die Gelegenheit geben. Man kann die Feierlichkeit nicht übersehen, mit der das Konzil die Bedeutung des bischöflichen Kathedralgottesdienstes hervorhebt, der ja heute zu einer Seltenheit geworden ist.

Aber schon der nächste Absatz der Konstitution enthält das Eingeständnis, daß der vorige wohl mehr als wehmütige Erinnerung an vergangene Zeiten aufgefaßt werden muß. „Da der Bischof weder immer noch überall in seiner eigenen Kirche dem gesamten Volke vorstehen kann, müssen weitere Gemeinschaften der Gläubigen gebildet werden. Unter ihnen ragen die Pfarrgemeinden, die örtlich unter einem Seelsorger als Stellvertreter des Bischofs geordnet sind, hervor; denn in gewisser Weise stellen sie die Kirche in ihrer sichtbaren Ordnung über die Welt hin dar.“ Diese Darstellung soll im pfarrlichen Gemeinschaftssinn und besonders in der sonntäglichen Pfarrliturgie geistigen Gehalt gewinnen.

Die liturgisch-pastorale Aktion

Im letzten Abschnitt des ersten Kapitels der Konstitution wird die liturgische Bewegung unseres Jahrhunderts als eine Fügung der göttlichen Vorsehung und als Wehen des Heiligen Geistes in seiner Kirche bezeichnet, das ihr für die Gegenwart das Gepräge gibt. Um die liturgische Bewegung auch weiter zu fördern und sie vor allem für die Seelsorge nutzbar zu machen, sollen auf diözesaner oder höherer Ebene bischöfliche Kommissionen für die Liturgie, die Kirchenmusik und die kirchliche Kunst und pastoral-liturgische Institute ins Leben gerufen werden, die besonders auch für die Erneuerung der Liturgie sachverständige Arbeit leisten. In diese Gremien können, „wenn es der Sache dient“, fachkundige Laien als vollberechtigte Mitglieder berufen werden. Ein erster, dem Ausdruck nach noch ein wenig zögernder Schritt des Konzils, den Laien in einer spezifisch kirchlichen Sache den Status der Mitgliedschaft (*sodales*) einzuräumen.

Die weiteren Themen der Konstitution

In den Beschlüssen über das erste Kapitel der Konstitution sind die Grundsätze enthalten, nach denen das Konzil die Neuordnung der Liturgie gestaltet wissen will. In den weiteren sieben Kapiteln werden sie im einzelnen angewendet. Die sieben Kapitel handeln über die Eucharistie; über die Sakramente und Sakramentalien; über das Stundengebet; über das liturgische Jahr; über die liturgischen Gewänder und Geräte; über die Kirchenmusik; über die kirchliche Kunst. Alle diese Themen sind während der Ersten Sitzungsperiode diskutiert worden, und die Väter haben ihre Verbesserungsvorschläge eingereicht. In der Zweiten Session wird die Liturgische Kommission die revidierten Texte dieser Kapitel vorlegen, und man hofft, daß sie, ebenso wie das erste Kapitel, bei der Wiedervorlage ohne neue Diskussion mit großer Mehrheit angenommen werden.

Wenn auch bei der ersten Lesung des Schemas die Meinungen gerade in bezug auf einige konkrete Probleme dieser Kapitel hart aufeinanderprallten, so in der Frage der Umgestaltung und der Sprache der Messe und des Breviers, ist es doch nicht wahrscheinlich, daß diese Meinungsverschiedenheiten nochmals zur Diskussion kommen. Nachdem das erste Kapitel beschlossen ist, kann das Konzil sich nicht selbst desavouieren. So wird das Ringen um ein Mehr oder Weniger an Erneuerung wohl Punkt für Punkt in der oder in den Kommissionen ausgetragen werden, die nach Abschluß des Konzils die Revision der liturgischen Bücher und die Entwürfe für weitere Reformen zu beraten haben. Deshalb wird die Zusammensetzung dieser Kommissionen, die ja wohl auch bei der Bestätigung der Beschlüsse der bischöflichen Gremien durch den Apostolischen Stuhl ein gewichtiges Wort zu sprechen haben werden, von entscheidender Bedeutung sein. Es steht noch ganz offen, ob das Konzil selbst oder die päpstliche Kurie, in diesem Fall also hauptsächlich die Ritenkongregation, dabei maßgebend sein werden. Darüber dürften erst die Beschlüsse über die Schemata von der Kirche (Nr. 2) und über die Bischöfe (Nr. 10 der neuen Traktandenliste) Klarheit bringen, wenn nicht überhaupt zur Durchführung aller Konzilsbeschlüsse noch gesonderte Einrichtungen geschaffen und Maßnahmen getroffen werden.

Die Schwerpunkte der Konstitution

Die Schwerpunkte der Konstitution liegen besonders in einer Vertiefung des gesamtkirchlichen Bewußtseins vom Wesen und Wert der Liturgie, in der daraus gefolgerten Einsicht in die Notwendigkeit, die gegenwärtigen liturgischen Formen diesem Bewußtsein vollkommener anzupassen, und schließlich in der Andeutung gewisser Wege zu dieser Anpassung.

Vertiefung des Glaubensbewußtseins

Das Konzil bekennt und lehrt, daß alle Bemühungen der Kirche und ihre gesamte Wirksamkeit dahin zielen, daß das Volk Gottes in der Liturgie und besonders durch Teilnahme am Opfer und am Mahl des Herrn Gott verherrliche. Wenn das geschieht, wird die Liturgie zu einer Quelle der Heiligung für die Gläubigen, der an Wirkungskraft nichts anderes gleichkommt.

In diesen Erkenntnissen liegt eine Vertiefung des gesamtkirchlichen Bewußtseins vom Wesen und Wert der Liturgie. Die historische Wahrheit dieser Behauptung hat Professor Salvatore Marsili OSB auf einer Konzilspressekon-

ferenz am 3. November 1962 dargelegt. Ausgangspunkt der Bewegung, die jetzt von der Kirche übernommen wird, war ein Wort Pius' X.: „Die erste und unentbehrliche Quelle des wahren christlichen Geistes liegt in der mittuenden Teilnahme an den heiligen Mysterien der Kirche.“ Dieses Wort war ein Vorstoß gegen eine seit Jahrhunderten geläufige Meinung, die sich dahin auswirkte, daß man die Liturgie hauptsächlich unter den Gesichtspunkten der exakten Regelung, der Verschönerung und der volkstümlichen Erbaulichkeit des Gottesdienstes betrachtete. „Im Grunde“, so sagte Marsili, „blieb die Liturgie am Rande des geistlichen Lebens. Die Übungen der individuellen Frömmigkeit hatten selbst vor der Messe den Vorrang.“ Die theologische Vertiefung in den Aussagen der Konstitution ist darin zu sehen, daß das Konzil die biblische Offenbarung über den Mystischen Leib Christi, das Volk Gottes, das heilige Priestertum der Gläubigen, die Gegenwart des Heilswerkes Christi und besonders des Ostermysteriums in Messe, Sakrament und Kirchenjahr im Leben der Kirche durchzusetzen und zum Ausdruck zu bringen versucht.

Damit die Liturgie in vollkommener Weise (*maxima cum efficacia*) ihren zweifachen Sinn erfüllen könne, Gott zu verherrlichen und die Gläubigen zu heiligen, genügt es nicht, daß sie korrekt (*valide et licite*) vollzogen wird. Die Gläubigen müssen vielmehr „wissend, aktiv und fruchtbar“ daran teilnehmen, wozu sie übrigens als Getaufte ein von Gott verliehenes Recht haben. Was das Konzil mit diesen Worten beabsichtigte, hat Professor Hermann Schmidt SJ von der Gregoriana auf seiner Pressekonferenz am 25. Oktober 1962 erläutert: „Das Hauptproblem der Liturgie ist folgendes: Wie kann sie ein organisches Element im Leben der Christen werden?“ Dieses Problem, so führte er aus, ist nur die besondere Spielart eines viel allgemeineren, der Frage nach dem Ort der Kirche in der modernen Welt. So schön die Liturgie auch sein mag, sie wird keinen Einfluß auf die Masse der Gläubigen ausüben, wenn sie von der heutigen Mentalität zu weit entfernt ist. Die Formen des römischen Ritus sind hieratisch und klerikal. Er besitzt keine echte Form einer Volksliturgie. Er ist auch durch die Rubriken so streng geregelt, daß er keine Freiheit in der Gestaltung gestattet. So kann sich in ihm eine wirkliche Gemeinschaft zwischen Klerus und Volk nicht entfalten.

Anpassung der Formen

Das Konzil sieht die Lösung dieser Schwierigkeit, soweit sie ihren Grund in der Liturgie hat, darin, daß eine Anpassung vorgenommen wird, und zwar mit der Tendenz, die Texte und Riten so durchsichtig zu machen, daß das christliche Volk sie leicht versteht und sich voll an ihnen beteiligen kann. Damit allein ist es freilich nicht getan. Sehr viele Gläubige legen wahrscheinlich keinen besonderen Wert auf ihre liturgischen Rechte, und das ist nach Jahrhunderten der Gewöhnung nicht verwunderlich. Sie müssen, wie das Konzil sagt, zunächst für die Liturgie disponiert werden. Das ist aber nur sinnvoll, wenn diese ihr Verständnis und ihr Herz anspricht; daher die Notwendigkeit einer Anpassung. Durch diesen Beschluß hat das Konzil der tief eingewurzelten Meinung widersprochen, daß die heiligen Geheimnisse unseres Glaubens, deren die Kultfeier gedenkt und die sie repräsentiert, auf eine möglichst geheimnisvolle Art dargestellt werden müßten, also in einer Sprache, die die meisten nicht verstehen, in Handlungen und Gesten, deren Bedeutung nur

mit Hilfe weitläufiger Erklärungen erschlossen werden kann, und vor allem mit jener Distanz des Volkes von Priester und Altar, die sich in der räumlichen Anordnung, aber auch in den leise gesprochenen priesterlichen Gebeten ausdrückt. Die Liturgie ist nach der Lehre des Konzils die erhabenste Bekundung des „sacramentum unitatis“ und nicht ein sacramentum distantiae. Sie ist nicht nur eine Aufgabe der Kleriker, sondern, je in ihrer aktiven Funktion, aller Gläubigen. Sie ist nicht dazu bestimmt, durch unverstandene Riten die Mysterien noch geheimnisvoller erscheinen zu lassen, sondern im Gegenteil, Geheimnisse aufzuschließen. Dieser Grundsatz, der jetzt durch einen wirklichen consensus patrum festgestellt worden ist, darf weder preisgegeben noch durch die Ausführung der Konzilsbeschlüsse verwässert werden. Sonst würde das Vertrauen in die Ernsthaftigkeit und Wichtigkeit eines Ökumenischen Konzils und in die Bedeutung, die dem Episkopat in der katholischen Kirche in Wirklichkeit zukommt, ernstlich erschüttert werden.

Wege zur Anpassung

Die Konstitution hat gewisse Wege zu dieser Anpassung der Liturgie an ihren Sinn und an die Bedürfnisse unserer Zeit bereits vorgezeichnet. Die Reform soll in drei Phasen vor sich gehen. Die erste besteht in einer möglichst beschleunigten Revision der liturgischen Bücher, die zweite im Gebrauch der Freiheiten, die die Konstitution und die revidierten liturgischen Gesetze den bischöflichen Gremien einräumen, die dritte endlich in der Entwicklung neuer liturgischer Formen, wo diese sich als notwendig erweisen. Diese drei Phasen brauchen nicht unbedingt nacheinander abzulaufen. Die Kompetenzen der Bischöfe auf Grund der Konstitution ermöglichen auch schon vor dem Abschluß der Revision der liturgischen Bücher gewisse Reformen. Dazu gehören die Zulassung der Volkssprachen, die aktive Beteiligung der Gemeinde an der Liturgie durch die ihr zukommenden Gebete und Gesänge, die ja in weiten Teilen der katholischen Welt noch in den ersten Anfängen steht, und nicht zuletzt die Förderung der „heiligen Feier des Wortes Gottes“ als eigenen Gottesdienstes, aber auch innerhalb der sonntäglichen Messen und Andachten, vielleicht auch bei Gelegenheit der Spendung von Sakramenten und beim Begräbnis. Wir erinnern an die Vorschläge und Versuche zur liturgischen Reform der Fastenzeit und der österlichen Buße, über die in dieser Zeitschrift ausführlich berichtet wurde (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 297, und 14. Jhg., S. 180).

Die dritte Phase der Reform, die Entwicklung neuer liturgischer Formen oder gar Riten, beruht auf der lapidaren Feststellung in Artikel 40 der Konstitution, daß „in verschiedenen Orten und Verhältnissen eine tiefere Anpassung der Liturgie dringend notwendig“ ist. Das Konzil war demnach der Auffassung, daß die Zulassung der Volkssprache und die Vereinfachung und Straffung der römischen Liturgie, selbst wenn man darin gewisse Abweichungen gestattet, nicht für alle Teile der Welt und für alle Verhältnisse genügen werden. Während die Konzilsvorlage an dieser Stelle eigens die Missionen nannte und nur die regionalen Belange erwähnte, wird in der endgültigen Fassung die ausdrückliche Bezugnahme auf die Missionen weggelassen und außerdem hervorgehoben, daß nicht nur die örtlichen Bedingungen, sondern auch „verschiedene Verhältnisse“ eine solche Reform notwendig machen können. Es geht aber besonders um die Mis-

sionen, deren Bischöfe die Frage prüfen sollen, was aus den Traditionen und dem Kulturgut einzelner Völker vielleicht in die Liturgie aufgenommen werden kann. Die Entscheidung in dieser Sache soll freilich dem Heiligen Stuhl allein vorbehalten werden; den Bischöfen wird nur ein Vorschlagsrecht eingeräumt.

Es ist bekannt, daß viele Missionsbischöfe aus Afrika, Asien und dem pazifischen Raum mit großem Freimut und Ernst das Konzil darauf hingewiesen haben, daß manche Elemente des römischen Ritus für ihre Verhältnisse schlechthin ungeeignet sind, um das zu erreichen, was das Konzil mit der liturgischen Reform beabsichtigt. Sie haben verschiedentlich sogar die Ansicht geäußert, daß die römische Liturgie den Fortschritt der Mission eher hindere als fördere. „Was geschieht denn eigentlich, wenn ein Heide Christ wird?“, so fragte Bischof van Bekkum SVD von Ruteng (Flores, Indonesien). Seine Antwort lautete: „Zunächst verliert er in einer primitiven Welt seinen ganzen religiösen, kulturellen und sozialen Besitz, den er erbt hatte und der für ihn die Grundlage seines ganzen Lebens und Verhaltens und aller seiner Überzeugungen war . . . Wir geben ihm den Glauben, das ist wahr. Aber wir machen uns keine Mühe, den ganzen kulturellen und liturgischen Reichtum des Heidentums zu ersetzen. Der Konvertit und die ganze Gemeinde der Konvertiten verarmt sehr schnell, wenn sie nicht in der christlichen Liturgie Elemente wiederfindet wie die, die sie verlassen hat.“ Die Missionsbischöfe auf dem Konzil können recht gut mit Paulus und Barnabas in Jerusalem verglichen werden. Sie haben den Altaposteln Perspektiven vorgebracht, von denen sich weder diese noch sonst irgendjemand im katholischen Europa vorher etwas hatte träumen lassen. Als Beispiel dafür geben wir im Anschluß an diesen Bericht das Memorandum von Bischof Duschak wieder, das so viel Aufsehen erregt hat (vgl. S. 286).

Die liturgische Wissenschaft

Zu den Schwerpunkten der Konstitution gehört auch das, was das Konzil über die liturgische Wissenschaft beschlossen hat. Wenn man sachgemäß verfahren will, muß die Wissenschaft der Praxis voranleuchten. Wenn die Liturgie zum „Gipfel“ aller kirchlichen Tätigkeit und Bemühung erhoben wird, dann muß die Liturgik zur integrierenden Wissenschaft aller theologischen Disziplinen werden. Das Konzil hat ihr den Auftrag erteilt, nicht mehr nur, wie das früher üblich war, die Rubriken und das geschichtliche Werden der einzelnen Riten zu erforschen und zu lehren, sondern herauszuarbeiten, was die Dogmatik, die Moraltheologie und Asketik, die Kirchengeschichte und das Kirchenrecht, die Pastoraltheologie und, das wurde nicht eigens erwähnt, weil es wohl allzu selbstverständlich ist, die Exegese an Voraussetzungen für die Liturgie enthalten. Die Wahrheit, nach der ja jede Wissenschaft zu streben hat, als liturgische Wahrheit wird von nun an nicht mehr in der Übereinstimmung mit den Rubriken oder in Konsequenzen aus einem historischen Prozeß bestehen, sondern eine sehr komplexe Sache sein. Wie sollte die Liturgie zugleich das Ziel und die Quelle alles gläubigen Lebens sein, wenn sie nicht bis in jedes Wort und in jede Handlung hinein im Glanz der umfassenden Wahrheit strahlte, zu der alle anderen theologischen Disziplinen das Ihrige beitragen. Die Liturgiker sind um die neue Aufgabe, die ihnen das Konzil gestellt hat, nicht zu beneiden; an die Universalität und Tiefe ihres Wissens werden die höchsten Anforderungen gestellt. Freilich sollen

sie dabei von allen anderen Disziplinen der Theologie und wohl auch der theologischen Grenzwissenschaften, vor allem der Psychologie und der Soziologie sowie der Pädagogik, unterstützt werden. Das Konzil hat in der Tat der gesamten Theologie eine neue Dimension erschlossen, die es mit den Worten bezeichnete: „mysterium Christi et historiam salutis excolere, ut exinde connexio cum Liturgia et unitas sacerdotalis institutionis aperte clarescant“ (Const. art. 16).

Die Kompetenz der Bischöfe

Endlich gehört die Kompetenzerweiterung der Bischöfe und bischöflichen Gremien auf dem Gebiete der liturgischen Gesetzgebung zu den wichtigen Inhalten der Konstitution. Diese bestimmt zunächst in Artikel 22, daß die „Regelung der Liturgie“ (moderatio rei liturgicae) innerhalb der Grenzen des Rechts neben dem Apostolischen Stuhl auch den Bischöfen oder ihren Gremien zusteht, selbstverständlich in Unterordnung unter das letzte Wort des Papstes. Wiewohl dieser Grundsatz in dem bisher beschlossenen Teil der Konstitution nur in einem Fall, nämlich der Entscheidung über Form und Maß der Zulassung der Volkssprache und über die Textübersetzungen, sachlich angewendet wurde, ist er doch auch schon als Grundsatz von höchster Wichtigkeit. Wieder muß man hier daran erinnern, daß die Liturgie der Gipfel aller kirchlichen Tätigkeit sein soll. So ist demnach für das wichtigste Gebiet des kirchlichen Lebens das Prinzip der kollegialen Leitung der Kirche gegenüber dem bisherigen Prinzip der exklusiven Leitung durch den Papst stabilisiert worden. Die Konstitution selbst zeigt, daß das Konzil dieses Prinzip elastisch handhaben will. Während die Bischöfe über den Gebrauch der Volkssprache entscheiden sollen (statuere, actis ab Apostolica Sede probatis seu confirmatis), wird die Revision der liturgischen Bücher, das heißt der allgemeinen liturgischen Gesetze, nach Befragung der Bischöfe (episcopis consultis) vom Apostolischen Stuhl angeordnet werden.

Das ist eine Unterscheidung, die genau dem Glaubensbewußtsein hinsichtlich der Funktionen des Primates und des Episkopates entspricht. Aber auch sie wird in einer wichtigen Form korrigiert. Die Konstitution bestimmt für die Revision der liturgischen Bücher, daß diese einen Raum für Anpassungen und Verschiedenheiten freigeben und daß es dann den Bischöfen überlassen werden soll, diesen Raum auszufüllen. Servata unitate ritus Romani legitimis varietatibus et aptationibus ad diversos coetus, regiones, populos locus relinquatur (Const. art. 38). Erit competentis auctoritatis Ecclesiasticae territorialis, aptationes definire (Const. art. 39). Man kann mit Händen greifen, daß das Konzil im Begriff steht, die Katholizität der Kirche ins Gleichgewicht mit ihrer Einheit zu bringen, auch im Prinzip ihrer Leitung.

Man darf sich nicht darüber wundern, daß ein Teil der Römischen Kurie der liturgischen Konzilsvorlage sehr ungnädig begegnete. Aus einer Mitteilung von Robert Rouquette SJ („Études“, Dezember 1962, S. 406) erfahren wir, daß diese Sache sogar ein menschliches Opfer gefordert hat. Der Sekretär der Vorbereitenden Liturgischen Kommission, Professor Annibale Bugnini, wurde aus seinem Amt als Ordinarius für Liturgik an der Päpstlichen Lateranuniversität entlassen. Die Unterkommission für die Redaktion der Konzilsvorlagen unter Vorsitz des Kardinals Confalonieri bemühte sich, das Entscheidungsrecht der Bischöfe über den Gebrauch der Volkssprache in ein

Vorschlagsrecht zu mindern. Der Konzilsvorlage wurde ferner eine Fußnote vorangeschickt, die den Eindruck machte, als wolle das Konzil nur Initiativen aussprechen, über deren Anwendung allein der Heilige Stuhl entscheiden solle, eine Note, die dann stillschweigend wieder verschwand. Es sind ferner in der Diskussion über die Konstitution und in ihrer Vorbereitung nicht nur Kompetenzfragen, sondern sehr wichtige theologische Anliegen berührt worden, über die noch eigens berichtet werden soll. Das Wichtigste ist, daß die liturgische Reform nach den Grundsätzen der Konstitution nun auch wirklich durchgeführt wird. Ein Bischof aus dem Osten hat dem Konzil gesagt: „Die Liturgie ist für uns eine Frage auf Leben und Tod. Sie ist unser Thema. Der Kult ist der einzige freie Raum, den man uns bisher noch gelassen hat.“

Missa Orbis. Ein Vorschlag

Bischof Wilhelm Josef Duschak SVD, Apostolischer Vikar von Calapan (Philippinen), hat dem Konzil ein Memorandum über die Schaffung einer Meßfeier vorgelegt, die er selbst als „ökumenische Eucharistiefeier“ bezeichnet. In einem Interview erklärte er dazu: „Mein Vorschlag liegt nach wie vor auf dem Tisch. Ob er Aussicht hat, angenommen zu werden, läßt sich im Moment noch nicht beurteilen. Jedenfalls fand der Vorschlag ein großes Echo in der ganzen Welt. Ich habe viele zustimmende Briefe erhalten“ (KNA, 21. 1. 63).

Bischof Duschak hat dreißig Jahre Missionspraxis auf den Philippinen, davon elf Jahre als Missionsbischof hinter sich und war zeit seines Lebens der Liturgischen Bewegung eng verbunden. Er ist von den Studientagungen über die Liturgie in Nijmegen und Eichstätt her als Fachmann bekannt. Das Motiv seines Memorandums: „Meiner Erfahrung nach ist die heilige Messe für unsere Gemeinden bei weitem noch nicht das, was sie nach Christi Einsetzung und dem Willen der Kirche sein soll. Ich glaube, daß das auch auf die geschichtlich gewordene Eigenart unserer Messe des lateinischen Ritus zurückzuführen ist.“

Wir veröffentlichen, mit ganz geringen Kürzungen, das Memorandum im Wortlaut:

Zwei Versicherungen

Erstens bin ich im Sinn der Bestimmungen des Heiligen Vaters für Latein, d. h. als Kirchensprache, internationales Kommunikationsmedium unserer Kirche, Studiensprache für die Seminarien. So bin ich auch der Meinung, daß alle Priester und die es werden wollen, die Kirchensprache möglichst vollkommen lernen und sprechen sollen. Für den lateinischen Ritus kommt natürlich die lateinische Sprache in Betracht. Immerhin aber habe ich mit vielen anderen festgestellt, daß der Heilige Vater, wo er von Latein und Liturgie redet, mit dem Bruchteil eines Satzes auskommt, also offenbar Latein und Liturgie nicht identifizieren will.

Zweitens bin ich nicht gegen die Messe des lateinischen Ritus, wenn überhaupt eine so kühne Formulierung auch nur negativ gebraucht werden darf. Neben dem lateinischen Ritus der heiligen Messe gibt es aber viele andere anerkannte Riten. Es ist verständlich, daß einem die Messe des lateinischen Ritus zu einem Stück Leben geworden ist, das man vielleicht für sich persönlich nicht mehr missen könnte. Andererseits glaube ich auch, daß man an unserer lateinischen Messe, um sie liturgisch mehr wirksam zu machen, abgesehen wohl von der Vormesse, kaum viel

ändern könnte, ohne ihrer Eigenart wesentlich Abbruch zu tun. Es gilt da wohl das Herrnwort vom neuen Flicker auf einem alten (ehrwürdigen) Gewand. Was von der stillen Messe gilt, gilt noch mehr von dem lateinischen Hochamt. Hier haben wir wohl eine wesentlich unveränderliche Hoch- und Endform der Liturgie vor uns.

Mein Gedanke und Vorschlag

Die Gestaltung einer ökumenischen Messe, die, womöglich frei von allen geschichtlichen Bindungen, sich auf dem Wesen der heiligen Messe aufbaut, wie es in der Schrift wurzelt, das heißt dem Einsetzungsgeschehnis mit all seinen wesentlichen Elementen, seiner liturgischen Stimmung, seiner Verständlichkeit in Sprache und Geste, seinem Sprach- und Gebetsgeist, die Gestaltung einer Meßfeier, die allen lebendigen Gemeindemitgliedern, ja selbst Erst-Anwesenden ohne komplizierte Erklärungen und geschichtliche Erläuterungen verständlich ist, nicht umbaut von menschengemachten Gebeten, sondern von der Heiligen Schrift, wie den Worten der Verheißung, den Reden Christi am Einsetzungsabend, den Einsetzungsworten selbst, dem hohenpriesterlichen Gebet und den eucharistischen Mahnungen des 11. Kapitels des ersten Korintherbriefes.

Grundsätzlich möchte ich sagen: Wenn vergangene Jahrhunderte sich ihre Meßriten und Meßsprachen wählen oder schaffen konnten, warum sollte dann nicht auch das Konzil Auftrag geben können, eine Messe nach den Erkenntnissen, Sehnsüchten und Haltungen unserer Zeit und des heutigen Menschen einer immer kleiner und einheitlicher werdenden Welt ehrfurchtsvoll aufzubauen? Die Substanz bleibt, die Medien aber, Ritus, Form, Sprache, Geste, haben nur zwischen dem gebenden Memoriale Domini und dem verlangend sich nahenden Christen zu vermitteln.

So hat Pius XII. die eucharistischen Fasten radikal abgeändert, vereinfacht, erleichtert, kurz, dem modernen Menschen angepaßt, die Substanz aber, Sinn und Zweck der Fasten, gewahrt, d. h. die Ehrfurcht vor der eucharistischen Speise.

Es ist eine von Liturgen immer wieder beklagte Tatsache, daß unser Missale vor Jahrhunderten fixiert und der ganzen lateinischen Christenheit verpflichtend überreicht wurde, obwohl es damals in einem nicht günstigen Stadium seiner Entwicklung stand. Müßte nicht das Konzil, das Ausgangspunkt einer großen und organisierten christlichen Unionsbewegung sein soll, den Grundstein legen für eine Eucharistiefeier, die man allen Riten und allen an die Eucharistie glaubenden christlichen Brüdern anbieten kann? Unsere jetzige lateinische Messe, die als unser Ritus bestehenbleiben möge, wird kaum von anderen katholischen Riten, weniger noch von nichtkatholischen Christen, die irgendwie an die Eucharistie glauben, aufgenommen werden. Die Gründe, mannigfaltig, liegen auf der Hand. Sollte es nicht möglich sein, nach großen und klaren Grundsätzen eine schlicht monumentale Meßfeier zu schaffen, die lange, vielleicht für Jahrhunderte oder gar immer anerkannt und gefeiert würde? Es ist auch sehr gut möglich, daß durch eine angebotene ökumenische Form der Eucharistiefeier der Glaube an den gegenwärtigen Christus sich bei nichtkatholischen, christlichen Gemeinschaften wieder belebt oder berichtigt.

Wenn die lateinische Messe bestehen bleibt, hat doch auch das schlichte Volk ein Recht auf eine Feier der heiligen Messe, wie sie dem Befehl des Heilands entspricht, „dies“

zu seinem Gedächtnis oder Andenken zu tun. Eine Gedächtnisfeier, wie die heilige Messe es ist, ist nicht zuerst Mysterienfeier, da ja der Nachdruck auf „zum Gedächtnis“ liegt, da das Andenken an Christus als Gemeinschaftsfeier in der Gemeinschaft ganz lebendig werden soll. Tatsächlich wird ja auch der opfernde Christus lebendig gegenwärtig und teilt sich in der heiligen Kommunion als Lebensspeise für die Seelen aus.

Sollte nun nicht gerade dieser wesentlichste Teil der Gedächtnisfeier der heiligen Messe, den wir Kanon nennen, nach dem Urbild der Abendmahlsmesse, nach dem Vorbild Christi und im Geiste seines eucharistischen Auftrages allen sichtbar, laut verständlich gefeiert werden? Wohl sind jetzt fast überall die baulichen Lettner abgerissen worden, die liturgischen Lettner der Kanonstille aber, der Lettner der dem Volke unverständlichen Sprache und zumeist auch der lebendige Lettner des zwischen Christus und Gemeinde stehenden Priesters sind geblieben und verhindern die volle gottgewollte Verständlichkeit, Lebendigkeit und gnadenvolle Fruchtbarkeit des Memoriale Domini.

Daran werden auch alle kleinen Veränderungen der „Participatio“ nichts wesentlich ändern. Dies ist ein liturgisch-pastorales Leid, das viele Priester inmitten ihrer Gemeinde immer wieder fühlen. Es sind nach meiner Erfahrung gerade die besten Priester, die von diesem Leid betroffen sind, während andere sich um die Art ihrer Meßfeier keine Sorgen machen, sich z. B. sogar positiv weigern, die heilige Messe zum Volke hin zu feiern, weil die Art ihrer Meßfeier — sie haben sich längst ihre eigenen Rubriken gemacht — beim Volk nur Ärgernis erregen würde.

Wie einfach und wirksam wäre es, zum Volk hin zu stehen, wie der Heiland vor seinen Aposteln stand oder nach damaliger Art am Tische mit ihnen lagerte, zu ihnen zu reden in einer Sprache, die sie mühelos verstehen; so verstanden die Apostel den laut und feierlich zu ihnen redenden Heiland. Wie sehr entspräche es auch dem Willen des Heilandes, „dies“ zu seinem Gedächtnis zu tun, wenn wir bei der heiligen Messe mehr dem Heiland selbst in seinen Worten lauschten und liturgisch-geschichtlich gewordenenes Menschenwort nur sparsam und kritisch Platz fände.

Wir wissen heute wohl klarer als damals die Apostel beim letzten Abendmahl um die ungeheure Bedeutung der Einsetzung des eucharistischen Opfermahles. Wir brauchten aber nicht bändedicke Meßerklärungen, wenn unsere Meßfeier ähnlich schlicht und klar wäre wie das letzte Abendmahl und von manchem befreit würde, das in Jahrhunderten nach jeweiliger Auffassung, oft Willkür und wechselndem Geschmack in die heilige Messe hineingewachsen, manchmal sogar hineingewuchert ist.

Und warum soll gerade die heilige Messe zu einer volksunverständlichen Sprache als dem Symbol der Glaubens- und Opfereinheit verpflichtet werden? Die Heilige Schrift als Hauptfundgrube unseres Glaubensgutes bleibt unverfälscht trotz ihrer Übersetzungen in Hunderte von Sprachen. So wäre auch die Messe trotz hunderter verschiedener Sprachen nie in Gefahr, verderbt zu werden. Man kann immer wieder auf das einmal niedergelegte Original zurückgehen, wie man es ja auch bei Übersetzungen der Heiligen Schrift tut. Eine Messe aber, ganz in der Muttersprache gefeiert, würde schnell und tief den Weg ins Herz und ins Leben der Gläubigen finden.

Wenn nicht alle Vorzeichen trügen, wird wohl das Kon-

zil die Vormesse, die Lehr- und Betmesse, in der Volkssprache erlauben. Warum auch soll der Priester, mit dem Rücken zu seiner Gemeinde, dem Herrgott immer wieder die Lektionen, Episteln, und Evangelienabschnitte vorflüstern, und zwar in Latein, die er doch selber verfaßt und inspiriert hat und die ihm ewig gegenwärtig sind? Gott besitzt sein Wort, mehr als wir es ihm geben können, aber unser gutes Gottesvolk hungert nach dem Brot des Gotteswortes, und wenn es nicht danach hungert, weil es danach zu hungern vielleicht verlernt hat, so müssen wir diesen gesunden Hunger ihm wieder erwecken und dann stillen. Sie müßten jeden Tag, oder doch jeden Sonntag, mit dem Worte Gottes, das sie hören und verstehen, und zwar vom Priester und vom Altare her, gestärkt, gewappnet, in ihren Alltag zurückkehren, der ohnehin bald, nach allen Methoden der Parabel vom Sämann, über sie und Gottes Wort in ihnen herfallen wird.

Epistel, Evangelium, eventuell auch zunächst eine Lektion aus dem Alten Testament, müßten so ausgewählt werden, daß aus dem inneren Zusammenhang heraus der Priester leicht ein nicht zu langes Wort der Predigt anschließen könnte. Eine sorgsam über Jahre hinstreckende Perikopenfolge müßte alles Heilswichtige umfassen. So sollte der Priester nicht so sehr aus Eigenem predigen, sondern vielmehr Gott, Christus, in seinem Wort vor den Gläubigen erstehen lassen. Mit dem Hören des Gotteswortes müßte Hand in Hand das gemeinsame Gemeindegebet gehen; damit soll das Sologebet des Priesters im Namen der Gemeinde nicht ausgeschlossen sein.

Bisher blieben wohl die meisten Liturgie-Erfahrenen und Beflissenen mit ihren Absichten für den Kanon stumm. Es geschah und geschieht meist mit einem sorgenvollen Blick nach Rom. Um wenigstens die Vormesse schon einmal für die Volkssprache zu sichern, gab und gibt man vorläufig einmal zu: Der Kanon bleibt natürlich lateinisch und stumm. Und doch meine ich aus tiefster pastoraler und missionarischer Überzeugung heraus: Gerade dieser Teil der Messe, die Messe selbst, schreit förmlich nach dem Priester, der sich wie Christus dem Volke zuwendet und laut und in verständlicher Sprache „dies“ zu Christi Gedächtnis tut, d. h. das tut und sagt, was Christus beim letzten Abendmahl getan und gesagt hat und uns wie er zu tun und zu sagen aufgetragen hat. Diese Art der Meßfeier, nach dem Vorbild des letzten Abendmahles, würde auch völlig — denn darum ist man besorgt — das sakramentale Priestertum sichern, mehr als eine stumme oder geflüsterte Gedächtnisfeier, wo schließlich jeder in der Kirche an Hand seines Missale mit dem Priester Kanon und selbst Wandlungsworte flüstern kann. Das aber wäre bei einer Meßfeier nach Art des letzten Abendmahles ausgeschlossen. Die Gemeinde brauchte keine Missale, ähnlich wie auch die Apostel kein Buch benutzten. Man hört und lauscht, man betet und „tut mit“, man singt als Gemeinde, den Kanon aber würde der Priester allein sprechen oder singen (wie es lange der Fall war), und die ganze Gemeinde würde in Ehrfurcht lauschen. Eine solche Art der Messe würde auch mehr als bisher die gemeinsame Kommunion zur Folge haben, weil sie einfach ein wesentlicher Bestandteil des Gedächtnismahles ist und als solches mehr empfunden würde. Hätten unsere heute so vielfach gefährdeten südamerikanischen (lateinamerikanischen) Brüder so immer ihre Messe feiern können, d. h. sich mit der Vormesse immer wieder im Glaubenswissen und -eifer erneuert und sich mit Christus in einem für sie verständlichen und allseitig anregenden Opfermahl niedergelassen,

dann würden sich alle wohl auch heute noch im Hause der alten Mutterkirche wohler und heimischer fühlen als bei irgendeiner Sekte. Mein nach über 30 Missionsjahren sich immer wieder aufdrängender Gedanke, zu einem demütigen Antrag geformt, ist nun dieser: Das Konzil möge wenigstens die ersten Schritte tun zur Gestaltung einer ökumenischen Messe, d. h. einer Art von Messe, die mit allen Riten und womöglich auch mit allen ansprechbaren christlichen Brüdern, die mit uns das eucharistische Vermächtnis teilen, beraten werde, um einst als Einheitsmesse für die ganze katholische, vielleicht auch christliche Welt zu dienen. Die verschiedenen Riten können daneben weiterbestehen. Diese Art von Messe wird von einer festliegenden Originalsprache in alle dafür erbetenen und anerkannten Sprachen übersetzt, und zwar unter erfahrener Aufsicht und mit wiederholter Kontrolle.

Die vielfachen und oft und klug vorgebrachten Anliegen der Fach- und Pastoralliturgien (neuer Perikopenzyklus über mehrere Jahre hin, innerer Zusammenhang dieses Zyklus, Umfassung aller glaubens- und heilswichtigen Wahrheiten, Oratio Fidelium, Straffung der Gabenbereitung, Opfergang, Vaterunser als eucharistisches Gebet in der Volkssprache und Wegfall des letzten Evangeliums usw.) mögen studiert und die Resultate in die ökumenische Messe (Missa Orbis, ähnlich wie Statio Orbis) eingebaut bzw. aus ihr ausgebaut werden.

Vor allem aber möge die eigentliche Messe, die ja auch ohne die synagogale Vormesse bestehen könnte, nach dem Vorbild des letzten Abendmahles zu einer höchst lebendigen Gedächtnisfeier gestaltet werden, woran nach dem Willen Christi und der Kirche alle innig teilnehmen, wo der Priester, dem Volke zugewandt, Christi Stelle vertritt, und zwar als einziger sakramental geweihter und bestellter Opferpriester, inmitten des „geistigen Tempels“, des „ausgewählten Geschlechts“, „königlichen Priestertums“ und „heiligen Volkes“ laut und feierlich eine Sprache spricht, die, wie die Sprache Christi, von den „Seinen“, von allen Anwesenden verstanden wird und die möglichst weitgehend mit der Sprache Christi und des Evangeliums oder der des Neuen Testaments allgemein identisch sein möge. — Bei großen und internationalen Anlässen wird diese Sprache natürlich Latein sein, in anderen Fällen vielleicht Englisch oder Spanisch oder Italienisch.

Die Welt wird kleiner und strebt einer einheitlichen Zivilisation und schließlich auch Kultur zu, mehr und mehr auch einer gemeinsamen oder doch allgemein verstandenen Sprache. Wir wollen gewiß auch weiterhin die heilige Messe in den uns lieb gewordenen Riten feiern. Es sei aber auch mutig-demütig die Meinung und der Wunsch geäußert, daß das große ökumenische Konzil, das Konzil der Einheit, der katholischen Kirche aller Riten, vielleicht auch vielen, wenn nicht allen christlichen und eucharistiegläubigen Kirchen, die ökumenische Messe, die Missa Orbis, schenken oder doch vorbereiten möge.

Konzilsecho in Italien

Darf man den Antworten auf eine Umfrage der (politisch linksorientierten) katholischen Zeitschrift „Questitalia“ bei katholischen Intellektuellen Glauben schenken, so war jedenfalls bis zum Beginn der Ersten Sitzungsperiode das aktive Interesse der italienischen Katholiken, auch des Klerus, am Konzil äußerst gering. S. S. Acquaviva, Professor für Soziologie an der Universität Padua und Herausgeber der

„Quaderni di sociologia religiosa“, äußerte sich dahin: der Großteil der italienischen Katholiken betrachte das Konzil „als eine Angelegenheit von Spezialisten, die für das religiöse Leben des einzelnen keine konkrete Bedeutung zu haben scheint“. Die Antworten auf die Umfrage nennen auch die Gründe für diesen Mangel an Interesse: die relative Bedeutungslosigkeit der Laien im kirchlichen Leben Italiens, klerikale Bevormundung der Katholischen Aktion und die Unfähigkeit der organisierten Katholischen Aktion, den katholischen Laien zu selbständigem Handeln anzuleiten, den Mangel an religiöser und theologischer Bildung der Laien und zum Teil auch des Klerus, äußere, auf Demonstrationen und Zeremonien bedachte Katholizität, individualistische Ausprägung der kirchlichen Frömmigkeit, fehlendes Kirchenbewußtsein usw. Es handelt sich hier offenbar um Einzelphänomene eines komplexen Sachverhalts, bei denen zwischen Ursachen und Wirkungen nicht immer genau unterschieden wird. Es sind Erscheinungen, die in stärkerem oder geringerem Maße auch für die Katholiken in anderen Ländern gelten. Sie erhalten aber in Italien einen besonderen Akzent, und zwar durch zwei Tatsachen: durch die Vormachtstellung der Kurie in der Kirche Italiens und durch einen Klerikalismus der kirchlichen Strukturen, wie er in keinem anderen Lande bekannt ist.

Die Kirche Italiens lebt und steht nun einmal im Schatten der Kurie, und dieser Schatten fällt um so dichter auf sie, je weniger sie auf Grund ihrer eigenen Strukturschwäche aus sich heraus zu bestehen vermag. Die Nähe der Kurie beeinflußt Mentalität und Handeln der Gläubigen, des Klerus und auch der Bischöfe. Zentrale Organismen der italienischen Kirche werden direkt vom Vatikan aus gelenkt. Der Episkopat Italiens hat bis in die jüngste Zeit hinein noch kein selbständiges Gesicht erhalten. Der Vorsitzende der italienischen Bischofskonferenz, deren Generalsekretär (traditionellerweise im Range eines Titularerzbischofs) und der Präsident der Katholischen Aktion werden vom Papst ernannt. Kollektiventscheidungen des italienischen Episkopates wurden bis zu Beginn des Pontifikates Johannes' XXIII. von Rom aus eingeleitet. Erst dieser Papst war um eine größere Selbständigkeit der katholischen Organisationen Italiens bemüht. Das gilt auch für die politische Selbständigkeit des Episkopates. Seiner relativen Schwäche (gegenüber der Kurie), die angesichts der Struktur der italienischen Kirche mit ihren 297 Diözesen — manche von ihnen zählen nicht einmal 50 000 Katholiken — mehr als verständlich ist, entspricht auf der unteren Ebene eine ebensolche Schwäche der Laien gegenüber dem Klerus und dem Episkopat. Die italienische Kirche ist mehr als jede andere eine Kleruskirche, in der der Laie nur als Durchführungsorgan des Klerus, wenn nicht gar als „der verlängerte weltliche Arm“ des Episkopates angesehen wird. Man ist noch vielfach der Auffassung, der Laie handle nur dann kirchlich, wenn er für sein Handeln ein Mandat der Hierarchie besitzt, ein Grund mehr dafür, daß der italienische Katholik stärker als anderswo Kirche und Klerus gleichsetzt. Angesichts dieser Umstände, deren positive Seiten nicht geleugnet werden sollen, nimmt es nicht wunder, daß der italienische Katholik im Konzil in erster Linie eine „Angelegenheit der Techniker“ erblickt, deren wahre Bedeutung ihn nicht unmittelbar angeht.

Die Konzilsberichterstattung

Auf diesem Hintergrund muß zunächst die Konzilsberichterstattung in der italienischen Presse beurteilt wer-

den. Diese begann unter einem negativen Vorzeichen. Das erste einschneidende Ereignis des Konzils, die Wahl der Kommissionsmitglieder, traf die Römer und Italiener unvorbereitet. Auf Grund der gewohnten Unterwürfigkeit gegenüber der Kurie hatte man sich gar nicht vorstellen können, daß sich der Weltepiskopat Vorentscheidungen der Kurie widersetzen könnte. Man nahm selbstverständlich an, die Maßnahmen oder Wünsche der Kurie würden von allen ohne Einspruch respektiert. Da die Kurie mehrheitlich aus Italienern besteht, sah man in der Kritik an der Kurie zugleich einen Angriff auf deren Italianität. Das Nationalgefühl war an einer empfindlichen Stelle getroffen. Gezielte Indiskretionen taten dazu ein übriges. Man braucht nur die Titel einiger Zeitungsartikel aus den ersten Tagen des Konzils durchzugehen, um sich ein Bild von der herrschenden Stimmung zu machen: „Die Rebellion der Bischöfe . . . der progressistische Flügel erzwingt eine internationale Liste“ (Mondo Nuovo, 28. 10. 62), „Überraschung in der dritten Sitzung in St. Peter. Viele italienische Bischöfe ausgeschlossen“ (La Nazione, 21. 10. 62), „Der reformistische Flügel durch die Berufung von Kardinal Wyszynski in das Sekretariat für außerordentliche Angelegenheiten durch den Papst gestärkt“ (Tempo, 19. 10. 62), „Die Zeit des Teufels auf dem Konzil“ (Messaggero, 22. 10. 62) usw. Diese Form von Presseecho hat sich zwar im Verlauf des Konzils etwas gewandelt, ohne jedoch ganz zu verschwinden. Auch in den großen seriösen italienischen Zeitungen fehlte es, sofern sie überhaupt über das Konzilsgeschehen berichteten — und sie taten das eigentlich nach dem ersten Sturm nicht besonders ausführlich —, gelegentlich nicht an Sticheleien, durch die man zu erkennen gab, daß man mit dem tatsächlichen Verlauf der Dinge nicht sonderlich einverstanden war. Es handelte sich dabei wohl nur in den wenigsten Fällen um kirchliches Interesse, sondern um ein bestimmtes politisches Zweckdenken. So kam es, daß erklärte „Laizisten“ (in dem für italienische Verhältnisse typischen Sinne), die sich selbst gelegentlich als „religiöse Analphabeten“ bezeichneten, die Rechte der Kurie gegenüber einem allzu „liberal“ denkenden Papst und einem zu selbständigen Entscheidungen drängenden Episkopat schützen zu müssen glaubten. Und man kann nicht sagen, daß kirchliche Kreise dieser Art von „laizistischer“ Versuchung immer genügend widerstanden haben. Doch handelt es sich bei dieser Art von Echo fast ausschließlich um die unabhängige nichtkatholische Presse Italiens, während die katholische Presse die Ausrichtung, die der Papst dem Konzil gegeben hatte, vorbehaltlos anerkannte und sich im übrigen in der ersten Zeit äußerste Zurückhaltung auferlegte. Kennzeichnend für die Einstellung eines Teiles der katholischen Presse war die Bemerkung von F. Lambruschini in einem in den „Studi Cattolici“ (November/Dezember 1962) erschienenen Artikel „Die Heiligkeit des Konzils“, die Gegensätze auf dem Konzil bestünden zwar, sie dürften aber nicht überschätzt werden: „Lassen wir ruhig diejenigen beiseite (es sind nur sehr wenige), die irgendeinen persönlichen Grund zur Unzufriedenheit und zum Resentiment gegenüber dieser oder jener Persönlichkeit der Kurie oder der päpstlichen Diplomatie haben. Lassen wir auch die Animosität derer beiseite, denen die Kurie zu italienisch oder zu italianisiert erscheint. In Wirklichkeit ist das Mißtrauen gegenüber den nichtitalienischen Mitgliedern der Kurie größer, weil sich diese als nationalistischer und weniger offen erweisen.“ Als Beweis dafür führte Lambruschini die letzte Papstwahl an, bei der man

sich trotz der nichtitalienischen Mehrheit der Kardinäle leichter auf einen italienischen als auf einen Ausländer habe einigen können.

Solche und ähnliche, nicht sehr qualifizierte Äußerungen erhielten aber ihre Antwort aus jenem Teil der Presse, der sich von Anfang an einen offeneren Blick für die tatsächlichen Vorgänge auf dem Konzil bewahrt hatte. In einem vom Herausgeber gezeichneten Artikel der illustrierten römischen Wochenzeitung „Vita“ heißt es: „Mir scheint, wir Italiener bewiesen größeren Ernst, wenn wir endlich einmal aufhörten, das Konzil als unsere Angelegenheit zu betrachten, als etwas, was die Grenzen unseres Landes nicht überschreitet. Wir müßten endlich beweisen, daß wir uns der Universalität eines so großen Ereignisses und der Universalität seiner Ausrichtung und seiner Ziele bewußt sind. Unsere politischen Ideen lasten offenbar als eine große Hypothek auf unserer Fähigkeit, uns zu entprovinzialisieren, auf unserer Fähigkeit zu verstehen, daß ein ökumenisches Konzil nicht dazu da ist, diese oder jene Politik gutzuheißen oder zu verdammen . . ., sondern daß dieses sich daran macht, eine Linie zu zeichnen, die durch Jahrhunderte für die ganze Kirche, für die Hierarchie, für den Klerus und für die Laien gelten soll. Die inneren Strömungen einer Partei oder besondere Gesichtspunkte hinsichtlich einer beschränkten Materie sind räumlich und zeitlich begrenzte Erscheinungen. Sie haben nichts mit der Kirche und ihrer ewigen Sendung zu tun, und sie werden nicht die Unbefangenheit und den Eifer tausender um den Papst versammelter Konzilsväter stören. Wenn wir das Ökumenische Konzil nicht mit der moralischen und intellektuellen Größe dessen zu beurteilen vermögen, der sich bewußt ist, einem Ereignis beizuwohnen, das unser alltägliches Leben übersteigt, werden wir nur schwer die äußerst wichtigen Ergebnisse, die das Konzil erreichen wird, begreifen können.“ In einem Artikel in „Humanitas“ (Dezember 1962) über die Bilanz der Ersten Sitzungsperiode nimmt Nazareno Fabbretti jene kirchlichen Kreise aufs Korn, die den Papst nicht verstehen wollten, obwohl sie dem Papst „mehr nahe als fernstehen“, und kritisiert die laizistische Presse Italiens, „die von der Kirche unentwegt verlangt hat, mutiger und demokratischer zu sein, dann aber, wenn das der Fall ist, ihren Augen nicht traut und nicht zugibt, daß es sich um etwas Positives handelt, und man am liebsten ein Schisma ankündigen würde.“

Eine Reihe von katholischen Zeitungen und Zeitschriften hat sich während des Konzils bemüht, die vom Konzil eingeschlagene Linie ins rechte Licht zu rücken. Man tat das vor allem durch eine exakte und umfassende Dokumentation der Ereignisse. Das gilt sowohl für die Zeitschriften wie für die katholischen Tageszeitungen, unter letzteren vor allem „L'Italia“ (Mailand) und „Avvenire d'Italia“ (Bologna), die beide unter dem Einfluß der Kardinäle Montini und Lercaro stehen. Auch der „Osservatore Romano“ veröffentlichte wiederholt Interviews mit Bischöfen über Gegenstände und Auffassungen, die bisher für seine Spalten tabu waren. Von den Zeitschriften seien hier besonders drei genannt: „La Civiltà Cattolica“ (Rom), „Il regno“ (Bologna) und „Aggiornamenti sociali“ (Mailand). Letztere brachte außer einem dokumentarischen Einführungsbericht im Oktober eine umfassende dokumentarische Übersicht über die Erste Sitzungsperiode in der Januarnummer 1963. Die beiden ersteren brachten in ihrem Konzilssonderdienst eine fast vollständige Dokumentation über die einzelnen Sitzungen

und ergänzten diese durch eine Reihe von Interviews oder Stellungnahmen von italienischen und ausländischen Konzilsvätern. In den jeweiligen dokumentarischen Übersichten der „Civiltà Cattolica“ waren sogar Textunterschiede in den einzelnen Fassungen der Communiqués des Konzilspresseamtes vermerkt worden, die ihren Grund öfters in einer abweichenden theologischen Konzeption hatten. Um kritische Stellungnahmen haben sich außer der angesehenen katholischen Monatszeitschrift „Humanitas“ (Brescia) eine Reihe von kleinen Zeitschriften bemüht, die vielfach zum linken Flügel der Democrazia Cristiana gehören oder wenigstens mit diesem geistig verwandt sind: „Questitalia“ (Venedig), „Il Gallo“ (Genua), „Testimonianze“ (Florenz) und „Relazioni sociali“ (Mailand). In all diesen Zeitschriften spiegelt sich eine gewisse gemeinsame Grundauffassung wider, die das Konzil nicht nur in einem „devoten“ oder „zeremoniösen“ Sinn ernst nimmt, sondern darin ein Ereignis von universaler Tragweite sieht, von dem sie hoffen, daß es zu wesentlichen innerkirchlichen Reformen führt und auch der Annäherung mit den getrennten Christen dient. Im Vordergrund stehen ekklesiologische Fragen (das Bischofsamt, die Stellung des Laien, Entklerikalisierung der kirchlichen Strukturen usw.). Von den bisher behandelten Themen hat wohl auch in Italien die Diskussion über die Liturgie den meisten Widerhall gefunden, ohne freilich die Breite des Echos in den anderen Ländern zu erreichen — ein Zeichen dafür, daß man hier erst noch an einem Beginn steht. Der Ton dieser Berichterstattung ist unbefangen und offen. Er läßt erkennen, daß man innerhalb der eigenen Familie, wenn einmal falsche Autoritätsvorstellungen überwunden sind, leichter und offener einander die Wahrheit sagen kann, ohne einander zu verletzen. Die Reichweite dieser Zeitschriften und der hinter ihnen stehenden reformwilligen Kreise ist freilich noch gering. Ihre Stellung zum Konzil zeigt aber, daß Ansätze für eine radikale kirchliche Neubesinnung vorhanden sind.

Die Stimme des Episkopates

Der italienische Episkopat erlebte zu Beginn des Konzils eine für ihn historische Stunde. Am 14. Oktober hatte sich zur Vorbereitung der Wahl der Kommissionsmitglieder der gesamte italienische Episkopat zum ersten Male in seiner Geschichte zu einer gemeinsamen Konferenz getroffen. Die Konferenzen wiederholten sich dann wöchentlich während der Ersten Sitzungsperiode. Zu gemeinsamen Stellungnahmen des italienischen Episkopates in der Konzilsaula ist es nicht gekommen. Gewisse Meinungsverschiedenheiten waren wohl bereits von Anfang an sichtbar geworden, ohne daß sie in freier Diskussion hätten überbrückt werden können. Dafür stand der italienische Episkopat zu sehr unter der straffen Autorität seines Vorsitzenden, des Erzbischofs von Genua, Kardinal G. Siri. Erst die späteren Konzilsdebatten machten deutlich, daß der italienische Episkopat Anhänger sowohl der fortschrittlichen wie der konservativen Richtung hat. So erwies sich Kardinal E. Ruffini, Erzbischof von Palermo, Mitglied des Heiligen Offiziums, früherer Sekretär der Studienkongregation und einziges italienisches Mitglied des Konzilspräsidiums, in seinen zehn Stellungnahmen als entschiedener Verfechter der Beharrung, ebenso Kardinal Siri, der seine Haltung auch in pointierten Äußerungen außerhalb der Konzilsaula erkennen ließ. Die Stellungnahmen von Kardinal G. B. Montini (Mailand) und Kardinal G. Lercaro (Bologna) weisen jedoch ebenso deutlich

in eine andere Richtung. Während aber erstere, von einem Interview von Kardinal Siri abgesehen, kaum durch Stellungnahmen in der Öffentlichkeit bekannt wurden, haben letztere, vor allem Kardinal Montini, sich wiederholt geäußert. Kardinal Montini war auch einer der wenigen, die ihren Klerus und ihre Gläubigen regelmäßig über den Verlauf des Konzils informiert haben, und zwar nicht nur über den äußeren Ablauf, sondern auch über die sachlichen Diskussionen auf dem Konzil. In seinem wöchentlichen Brief an Klerus und Gläubige, der jeweils in „L'Italia“ veröffentlicht worden ist, gibt er in einem Frage-und-Antwort-Spiel, durch das er an die Problematik der Konzilsauseinandersetzung heranführt, ohne diese immer genau beim Namen zu nennen, seinen Lesern einen Einblick in den Stand der Diskussion um das jeweilige Thema, so in die Frage der freien Meinungsäußerung auf dem Konzil und der verschiedenen Strömungen (21. 10. 62); in die Liturgiereform (28. 10. 62), bei der der Kardinal von Anfang an die Frage nach der liturgischen Sprache und die Funktion der Bischöfe bei der liturgischen Gesetzgebung in den Vordergrund stellte; in die Diskussion über die Offenbarungsquellen (18. 11. 62), und schließlich in dem Brief vom 2. Dezember, in dem er das Fazit der Ersten Sitzungsperiode zieht und zugleich die Stimmung wiedergibt, die sich in jenen Tagen wegen des schleppenden Gangs der Diskussion vieler Konzilsväter bemächtigt hatte. Die hier genannten Briefe wurden mit Ausnahme des letzten auch in der „Civiltà Cattolica“ auszugsweise veröffentlicht.

Kritik an der Vorbereitungsarbeit

Die für die Öffentlichkeit markanteste und zugleich resonanzkräftigste Stellungnahme eines italienischen Konzilsvaters war ohne Zweifel dieser letzte Brief von Kardinal Montini. Jetzt, am Ende der Ersten Sitzungsperiode, so heißt es in dem Brief, frage man innerhalb und außerhalb des Konzils nach den sichtbaren Resultaten der Ersten Session, und da es schwierig sei, ein solches Resultat festzustellen, seien viele unsicher und enttäuscht. „Das Konzil ist zu keinen beachtenswerten Ergebnissen gelangt, und es hat innerhalb des Konzils Meinungsverschiedenheiten gegeben.“ Das sei richtig, aber diese beiden Tatsachen müßten von der Funktion des Konzils her verstanden und dürften nicht dramatisiert werden. „Diese Erscheinungen waren vorauszusehen und sind keine Anzeichen eines mangelnden Erfolges. Sie verweisen vielmehr auf eine Tatsache, die bei einem Weltkonzil von solchen Ausmaßen nie hoch genug eingeschätzt werden kann: dieses hat sich versammelt im Zeichen einer großen Freiheit . . .“ Es sei klar, daß eine solche Freiheit Tausende von Vorschlägen zur Folge hatte, „die dann in umfangreichen Bänden gesammelt, beraten und von den Vorbereitenden Kommissionen koordiniert wurden und jetzt das Material für neue Bände abgeben, die bis ins Detail ausgearbeitete Vorschläge zu den verschiedensten Fragen enthalten. Ein immenses, ausgezeichnetes, aber heterogenes und ungleiches Material, das nach einer mutigen Straffung und Kürzung verlangt hätte, wenn eine nicht bloß äußerliche und disziplinäre Autorität (un'autorità non solo estrinseca e disciplinare) eine logische und organische Vorbereitung dieser großartigen Bände beherrscht hätte und wenn eine zentrale aufbauende Idee dieser ungeheuren Arbeit zugrunde gelegen und ihr ein Ziel gegeben hätte“. Es habe, immer im Hinblick auf die Wahrung der Freiheit und Spontaneität, „der Brennpunkt des Programmes gefehlt,

der sich dann allerdings glücklicherweise klar und deutlich in den Worten des Heiligen Vaters in den Jahren vor dem Konzil und besonders in den beiden Ansprachen vom 11. Oktober und 11. September abzeichneten“. Eine andere Freiheit, die den Gang des Konzils verlangsamt habe, habe darin bestanden, daß jeder sich zum Wort melden konnte. „Die Wortmeldungen waren sehr zahlreich, und die Diskussionen nahmen so selbstverständlich kein Ende. Aber sie blieben frei, und zwar nicht nur insofern, als sie sich übers Maß in die Länge zogen . . ., sondern auch insofern, als dadurch die einzelnen Redner ihre persönliche Meinung äußern konnten.“ Das erkläre das zweite Hindernis („wenn man es so nennen will“): die Verschiedenheit der Meinungen, die bei manchen Fragen zur Bildung von „Tendenzen und Strömungen“ geführt habe.

Die Diskussion über die Offenbarung

Kardinal Montini erblickt „den springenden Punkt“ dieser Auseinandersetzung in der Diskussion und der Abstimmung über das Offenbarungsschema. „Wer die Dinge nur von außen betrachtet, mag den Eindruck haben, diese Frage liege dem Interesse des modernen Menschen sehr ferne. Wer aber auf das Wesen der Frage selbst sieht, wird zugleich ihre grundlegende Bedeutung für ein ganzes religiöses System wie das unsere einsehen, das sich authentisch und ausschließlich von jener umfassenden, geheimnisvollen und unaussprechlichen Bereitschaft Gottes zur Erlösung und Heiligung herleitet, die man Offenbarung nennt. Und wer die äußerst schwierigen Probleme kennt, die die moderne Forschung über diese Frage aufgehäuft hat, dem ist auch klar, daß diese Frage auf dem Programm des Konzils nicht fehlen konnte. Offensichtlich kann man die Meinungsverschiedenheiten, die über dieses Schema entstanden sind, nicht auf entgegengesetzte nationale Stimmungen zurückführen oder auf persönliche Rivalitäten, wie es manche zu tun versucht haben, sondern auf eine unterschiedliche Wertung der in Frage stehenden Lehrmeinungen oder auch auf verschiedene Opportunitäts- und Formkriterien; auf Motive also, die in einer Diskussion selbstverständlich sind, deren Teilnehmer von verschiedenen Gegenden, Schulen und Erfahrungen herkommen und für die natürlich auch verschiedene pastorale Erfordernisse gelten, die sich aber alle von Wachsamkeit, Selbständigkeit und Klugheit leiten lassen. Und das gereicht dem Konzil zur Ehre, auch wenn es bisher nicht befriedigend scheint.“

Die Bedeutung der verschiedenen Strömungen

Ebenso eindrucksvoll war die erste Stellungnahme von Kardinal Lercaro vor den Bologneser Katholiken nach seiner Rückkehr aus Rom („Il regno“, Januar 1963). In ihr befaßt sich der Kardinal ebenfalls wie Kardinal Montini in seinem letzten Brief mit den auf dem Konzil aufgetretenen Meinungsverschiedenheiten. Die Stellungnahme verrät eine bemerkenswerte Unbefangenheit und Offenheit. Er gibt zu, daß in der Ersten Sitzungsperiode die Versammlung durch eine große Disparität der Auffassungen getrennt gewesen sei, nicht so sehr in diesem oder jenem Punkt, sondern über die Grundausrichtung bei der Diskussion der einzelnen Schemata: auf der einen Seite stehe die Richtung, die sich um die Verteidigung und die Reinheit der Lehre und um deren „unzweideutige Formulierung“ bemühte, „die aber auch an der traditionellen Schulsprache festhalten wollte“, auf der anderen Seite „die pastorale und ökumenische Richtung“, „die

dieselbe Lehre der Kirche auch vor jeder Verunreinigung bewahren will, die sie aber dem Menschen, dem Menschen von heute in einem lebendigen pastoralen Sinne und deshalb auch in einer Sprache zugänglich machen will, die ihre Aufnahme erleichtert.“

Auch Kardinal Lercaro berichtet ausführlich über die Diskussion und die Absetzung des Offenbarungsschemas und verweist dabei auf einen Mangel in der Konzilsgeschäftsordnung, die ohne besondere Intervention des Papstes die Konzilsväter gezwungen hätte, die Beratung des Schemas fortzusetzen, obwohl sich fast zwei Drittel dagegen ausgesprochen hatten. Wie bereits Kardinal Montini tritt auch Kardinal Lercaro der Auffassung entgegen, daß die Meinungsverschiedenheiten auf dem Konzil unkatholisch seien und der Kirche schaden würden. Er erblickt in den beiden einander entgegenlaufenden Strömungen eher zwei komplementäre Größen, denen bei der Suche nach der richtigen Lösung jeweils eine wesentliche Funktion zukommt. Nach Meinung von Kardinal Lercaro können sich entgegengesetzte Standpunkte im Episkopat nach der Definition des Primates und der päpstlichen Unfehlbarkeit durch das Erste Vatikanum um so freier auswirken, da auf diese Weise die Einheit der Kirche niemals mehr in Frage gestellt werde. Der Kardinal ist davon überzeugt, daß der allergrößte Teil der Konzilsväter mit dem Papst in der pastoralen Ausrichtung des Konzils einiggehe. Über die Meinungsverschiedenheiten äußerte sich auch der Erzbischof von Florenz, E. Florit, in ganz ähnlicher Form in einem Brief an seine Diözese („La Civiltà Cattolica“, 15. 12. 62). In diesem Brief heißt es: „Mir scheint, man würde, anstatt von Auseinandersetzungen zwischen Tendenzen und Meinungen, besser von ‚Begegnung‘ sprechen, die die einen wie die anderen bereichert . . ., gleichsam als eine Vertiefung des anbetungswürdigen Wortes Gottes. Dieses enthält seit Jahrhunderten alles in sich, und in seiner übersteigenden Größe verbindet es in lebendiger und mystischer Einheit alles, was im begrenzten, schematischen und logischen Ausdruck der menschlichen Sprache manchmal als nicht vereinbar erscheint.“

Sinn des Wortes „pastoral“

Wie anderswo wurde auch in Italien das Wort von der pastoralen Ausrichtung des Konzils von Klerus und interessierten Laien begeistert aufgenommen, ohne daß man sich dabei über den genauen Sinn des Wortes „pastoral“ im klaren gewesen ist. Zwei italienische Bischöfe haben nun im Verlauf des Konzils den Wortsinn näher zu klären versucht, Kardinal Siri und G. B. Parodi, Bischof von Savona, ersterer in einem Interview mit der Wochenzeitung „Orizzonti“, letzterer in einem Brief an seine Diözese (vgl. „La Civiltà Cattolica“, 17. 11. 62 und 5. 1. 63). Kardinal Siri antwortete auf die nicht ganz eindeutige Frage des Reporters über „den vornehmlich pastoralen Sinn des Konzils“, die Pastoral bestehe nicht „im Austeilen von Freundlichkeiten und in der Bereitschaft zum Entgegenkommen um jeden Preis“. Die Pastoral bestehe darin, für den Nächsten zu tun, was Christus gewollt und getan habe und in der Weise, wie er es getan habe. Das erste Ziel der Pastoral bestehe deshalb in „der Mitteilung der ganzen von ihm geoffenbarten Wahrheit“. Es wäre falsch, anzunehmen, daß die pastorale Zielsetzung ein Konzil charakterisieren könne, gleichsam als ob die anderen Konzilien nicht dieselbe Aufgabe gehabt hätten. Ausführlicher, umfassender und zugleich konkreter ist die

Deutung des Wortes „pastoral“ durch den Bischof von Savona. Unter pastoral verstehe man auf dem Konzil nicht eine Reihe von Maßnahmen praktischer Art, die diesen oder jenen Sektor des kirchlichen Lebens betreffen. „Man versteht darunter die Überprüfung aller Aspekte des Lebens und der Aktivität der Kirche — die Lehre miteingeschlossen — in der Perspektive eines größeren missionarischen Neubeginns für die gesamte Menschheit. Es geht also darum, die religiösen Probleme unserer Zeit nicht nur als Gebrauchsmittel für jene, die glauben und praktizieren, anzusehen, ohne beunruhigt zu sein und ohne zu suchen. Man muß auch der konkreten Wirklichkeit unserer Zeit Rechnung tragen, in der es neben den Menschen, die gläubig geblieben sind, auch eine große Masse von entchristlichten Arbeitern und zahlreiche Gruppen von radikal laizistischen Intellektuellen gibt; in der die getrennten Christen, Reformierte und Orthodoxe, sich mit einem imponierenden Einsatz an Mitteln und einem Ernst der Diskussion auf die Suche nach einer ökumenischen Einheit begeben; einer Zeit, in der die große Welt Asiens und Afrikas stolz ist auf ihre Kultur und ihre Traditionen und unduldsam gegenüber jeder Bevormundung oder Beschützung durch den Westen, nur dann bereit, die christliche Botschaft aufzunehmen, wenn sie in einer Sprache und in einem kulturellen Gewande verkündet wird, die ihre besonders empfindsamen Gefühle nicht verletzt; einer Zeit, in der die ganze Welt, die alte und die neue, praktisch eine wissenschaftliche und technische Ausrichtung der Kultur erfährt, die zu einer fatalen Verkümmern der Kräfte des Geistes führen könnte, wenn die Kirche nicht den richtigen Weg findet, dem wissenschaftlichen und technischen Fortschritt einen Geist einzugeben, der die Materie und die Zeit übersteigt.“

Die Armut als „signum ecclesiae“

Ein spezielles, eminent pastorales Thema griff Kardinal Lercaro kurz nach seiner Rückkehr vom Konzil in einem Vortrag im italienischen Fernsehen auf. Die vorgetragenen Gedanken dürften im wesentlichen mit seiner Stellungnahme zum selben Thema (bei der Diskussion über das ekklesiologische Schema) auf dem Konzil identisch sein. Die dortige Stellungnahme Kardinal Lercaros hatte vor allem bei den Bischöfen aus den Entwicklungsländern Zustimmung gefunden.

Christus hat in seinem Erdenleben die Zeichen der Armut getragen, und er hat den Willen zur Armut zur Vorbedingung für seine Nachfolge gemacht. Darum müsse die Armut ein Kennzeichen des Christen und ein Kennzeichen der Kirche bleiben! „Das Geheimnis der Armut in der Kirche“ ist ein Geheimnis, „das nicht nur gebunden ist an den Ursprung der Kirche, sondern an ihre ganze Geschichte, so daß die großen Epochen, die großen inneren Erneuerungsbewegungen, die großen Reformen in der Kirche und die Zeiten ihrer Ausbreitung nach außen immer Augenblicken und Epochen zugehörten, in denen der Geist der Armut am offensichtlichsten verwirklicht und gelebt worden ist.“ Der Kardinal zögerte nicht, die „Gegenwart Jesu in den Bedürftigen“ mit der „Gegenwart Christi in der Eucharistie und in der Hierarchie“ zu vergleichen. Aber er meint damit nicht bloß den „caritativen“ Aspekt der Armut. Es geht um wesentlich mehr. Die „Verkündigung der Frohbotschaft an die Armen“ hat für die Kirche der Gegenwart eine ganz konkrete Bedeutung. Denn „einerseits hat sich die Welt der Arbeit, die bei vielen Völkern noch eine Welt der Armut ist, von

Christus entfernt und bedarf von neuem der Verkündigung... Andererseits leben zwei Drittel der Menschheit im Zustande des Hungers und erwarten vom Evangelium einen Ausgleich durch Gerechtigkeit und Brüderlichkeit.“ Die Kirche könne diesen Ausgleich nur herbeiführen und zugleich glaubwürdig das Evangelium verkünden, wenn die Verkündigung selbst im Zeichen der Armut geschehe. Es ist wohl anzunehmen, daß der Vorschlag von Kardinal Lercaro in einem späteren Abschnitt des Konzils, wenn vom Verhältnis Kirche und Staat, Kirche und Gesellschaft und Kirche und Entwicklungsländer die Rede sein wird, seine Wirkung haben wird.

**Aus Predigten,
Interviews und
Zeitungsbeiträgen
deutscher Bischöfe
zum Konzil**

Das säkulare Ereignis des Beginns des Zweiten Vatikanischen Ökumenischen Konzils, der bisherige Verlauf der Konzilsberatungen und die sich schon heute abzeichnenden Ergebnisse der

Ersten Sitzungsperiode waren das beherrschende Thema der Predigten deutscher Bischöfe zu Weihnachten und anlässlich des Jahreswechsels. Einzelne Bischöfe berichteten unmittelbar nach ihrer Rückkehr aus Rom in Interviews und Zeitungsartikeln über ihre Eindrücke.

„Der konkreten Resultate des Konzils mögen es noch nicht sehr viele gewesen sein — manche mögen sagen, es sei zu wenig. Das ist ohne Bedeutung“, erklärte Bischof Joseph Freundorfer von Augsburg in einem Interview mit der „Augsburger Allgemeinen“ (15./16. 12. 62). „Jetzt ist in Rom die Zeit der Aussaat gewesen. Man verlangt von einem Bauern nicht, daß er, wenn er säen geht, schon die Früchte mitbringt. Dazu wartet man auf den Herbst. Man hat einander und seine Probleme kennengelernt, nun kann es gären und sich klären.“ Der Bischof ist überzeugt, daß in der Sicht aufs Ganze doch viel erreicht worden ist, „weil die Richtungen jetzt angezeigt sind, weil klar geworden ist, auf welche existentiellen Fragen der heutigen Menschheit die Kirche Antwort geben muß“. Beten scheint Bischof Freundorfer mehr denn je notwendig in der Zeit der inneren Arbeit bis zum Wiederzusammentritt des Konzils im September, „um so notwendiger, als jeder von uns spürt, wie wir die Lenkung von oben bei der Fülle und Verworrenheit der Weltprobleme brauchen... Wir brauchen das Gebet und das Opfer für das Konzil!“ Die gleiche Sorge spricht aus den Worten von Bischof Isidor Markus Emanuel von Speyer aus seiner über den Südwestfunk verbreiteten Neujahrsansprache: „Alle Teilnehmer des Konzils hatten mehr als einmal das ganz tiefe Empfinden menschlicher Ratlosigkeit und Ohnmacht gegenüber der fast erdrückenden Wucht der Probleme unserer Zeit. Ein jeder Konzilsvater, der konkret erlebte, wie der Mensch denkt und Gott lenkt, wurde aber auch bestärkt in dem Glauben, daß der Heilige Geist auch im 20. Jahrhundert das innerste Lebensprinzip der Kirche Christi ist.“

Zur Reform der Liturgie

Einen umfassenden Überblick über Beginn, Verlauf und Ergebnisse der Ersten Sitzungsperiode gab Erzbischof Hermann Schöffele von Freiburg in seiner Silvesterpredigt. Schon jetzt stehe fest, daß das Latein in unseren Ländern die Grundsprache der Liturgie bleiben werde, „aber für die Lesungen und für die Gesänge ist das Tor für die Volkssprache weit aufgetan. Der Kontakt zwischen Volk und Altar wird wesentlich enger werden. Und

vor allem eine Forderung wird immer deutlicher: die Liturgie für den Gottesdienst und für die Sakramente müsse viel durchsichtiger werden, damit jeder katholische Christ ohne viel Erklärungen versteht, was gemeint ist.“ Ein großer Teil der Beratungen habe jenen Erfordernissen gegolten, vor die die junge Kirche in den Missionsländern gestellt ist. „In diesen Ländern sind stärkere Anpassungen notwendig. Es kann schon sein, daß da und dort das Latein als Grundsprache der Liturgie aufgegeben wird. Vielleicht wird auch manches im äußeren Ritus geändert werden müssen. Um nur einige Beispiele zu nennen: Die Farben der Paramente haben im Fernen Osten einen ganz anderen Sinn. Dem Japaner ist die Besprengung mit Wasser unverständlich. Der Christ von Tanganjika empfindet den Kuß des Altares als etwas Unpassendes. Und die Afrikaner wollen in ihrer Liturgie mehr Bewegung. Umgekehrt werden bei diesen Völkern einheimische Bräuche in die Liturgie Eingang finden können.“

Besonders die Reform der Liturgie nimmt einen breiten Raum in den bisher vorliegenden Stellungnahmen der deutschen Bischöfe ein. Bischof Helmut Hermann Wittler von Osnabrück berichtete in seiner Silvesterpredigt („Kirchenbote des Bistums Osnabrück“, 13. 1. 63) ausführlich über die bisherige Arbeit. Wenn der Papst diese Arbeit des Konzils bestätige, werde es die gewiß Jahre dauernde Aufgabe von Fachkommissionen sein, Texte und Formen in geduldiger Kleinarbeit endgültig festzulegen. Aber schon jetzt könne man freudig feststellen, daß die gesamte Kirche sich der liturgischen Erneuerung eröffnet habe.

Bischof Joseph Schröffner von Eichstätt sieht die Seelsorge vor die Aufgabe gestellt, den Altar in die Mitte alles Bemühens zu stellen. „Vom Altar muß alles Wirken der Kirche seinen Ausgang nehmen, und zu ihm hin muß es letztlich führen... Es werden uns für die Zeit nach dem Konzil da manche Aufgaben erwarten.“

Erlebnisse und Erfahrungen

Bischof Joseph Höffner von Münster berichtete im „Bonifatiusboten“ (6. 1. 63) über seine Erlebnisse und Erfahrungen in Rom und nennt an erster Stelle die Begegnung mit den Bischöfen aus aller Welt. Zu den persönlichen Kontakten seien die mehr oder weniger organisierten Begegnungen, vor allem in der Form der Bischofskonferenzen der einzelnen Länder und Sprachgruppen, gekommen. „Es hat sich ein Ausschuß gebildet, der sich aus den Vertretern der 18 Bischofskonferenzen der Welt zusammensetzte und dessen Mitglied ich als Vertreter der Konferenz der deutschsprachigen Bischöfe war. In diesem Ausschuß... wurden Entwürfe und Anregungen ausgearbeitet, die den einzelnen Bischofskonferenzen und dem Staatssekretariat vorgelegt wurden. So ersuchten wir z. B. den Kardinalstaatssekretär Cicognani, den Heiligen Vater zu bitten, eine Sonderkommission einzusetzen, die während der langen Zwischenzeit bis zum Wiederbeginn des Konzils am 8. September 1963 die Arbeit der zehn Konzilskommissionen koordinieren solle. Der Heilige Vater entsprach dieser Bitte und verkündigte allen, daß er einige Kardinäle und Bischöfe in diese neue Kommission berufen werde.“ Ein Erlebnis ungewöhnlicher Art ist für ihn die Gründlichkeit, der Freimut und die Offenheit der Aussprache in der Konzilsaula gewesen, und in besonderer Weise hat ihn die Bildung eines neuen, gemeinsamen Bewußtseins unter den Konzilsvätern beglückt. Zunächst habe es geschienen, als ob das Konzil sich vor allem mit

den getrennten Brüdern befassen werde. „Aber bald zeigte sich — und auch das war eine wichtige Stufe in der Bewußtseinsbildung der Bischöfe —, daß das Konzil sieben Gruppen von Brüdern ansprechen muß: 1. die katholischen Brüder, die mit Recht Wesentliches vom Konzil erwarten; 2. die gleichgültigen Brüder, die zwar getauft sind, aber nicht mehr praktizieren; 3. die getrennten Brüder in den protestantischen und orthodoxen Kirchen; 4. die nichtgetauften Brüder in den Missionen; 5. die verlassenen Brüder, besonders in den weiten Gebieten Lateinamerikas, die zwar getauft sind, denen jedoch wegen des Priestermangels der Glaube nur mangelhaft gepredigt werden kann; 6. die hungernden Brüder in den Entwicklungsländern, die zwar keine Beobachter zum Konzil geschickt haben, die jedoch, wie mir manchmal schien, draußen an die Portale der Konzilsaula klopfen; 7. die verfolgten Brüder in den Herrschaftsbereichen des Kommunismus.“ Als besonders bedeutsam bezeichnete Bischof Höffner, daß sich die Bischöfe ihrer Stellung in der Kirche immer klarer bewußt geworden sind.

Zur Stellung des Bischofs

Dazu schreibt Erzbischof Lorenz Jaeger von Paderborn im „Echo der Zeit“ (23. 12. 62): „Schon jetzt kann man sagen, daß . . . das Konzil eine vertiefte theologische Sicht des Bischofsamtes bringen wird. Was aber den einzelnen Bischof am stärksten bewegte, war nicht so sehr der rechtliche und auch nicht der theologische Aspekt des Bischofsamtes, sondern die Auffassung des Bischofsamtes im mystischen Leib Christi. Ich habe noch in keinem Buch mit solcher Eindringlichkeit die Worte Jesu, daß er nicht gekommen sei, sich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen, erläutert gehört wie in diesen Ausführungen der Konzilsväter über das Bischofsamt.“ — Ähnlich äußerte sich Bischof Rudolf Graber von Regensburg in seiner Silvesterpredigt. Bischof Joseph Schröffer von Eichstätt sprach in seiner Jahresschlußpredigt („St.-Willibalds-Bote“, 6. 1. 63) über die Grundhaltung der auf dem Konzil Versammelten: „Wir wollen das Amt, das uns übertragen ist, ansehen als das, was es ist: Nur als Dienst! O in dieser Gemeinschaft der hierarchischen Kirche, da waren keine herrscherlichen Gelüste zu spüren, im Gegenteil: Diese Gemeinschaft hat sich gefühlt als demütige Diener des Volkes Gottes.“

Den Gedanken des „Dienstes für andere“ griff auch der Erzbischof von München und Freising, Julius Kardinal Döpfner, in seiner Weihnachtspredigt auf: „Wie sehr ist schon beim bisherigen Verlauf des Konzils die Herrlichkeit des Amtes in der Kirche deutlich geworden, und zwar nicht so sehr als Herrschaft über andere, sondern als Dienst für andere. Wir können dem Herrn nicht genug danken, daß er in einer Zeit, wo das Papsttum so vielen nicht-katholischen Christen ein Stein des Anstoßes ist, Papst Johannes die väterliche Verwalterschaft im Hause Gottes, den bestärkenden Dienst an den Brüdern in einer so einzigartigen, demütigen Weise darstellt. Wie oft äußerte man schon, die Stärkung des Primates auf dem Ersten Vatikanischen Konzil würde das konziliare kollegiale Element in der Kirche auslöschen. Das Gegenteil trat ein. Dieser Papst beseelt das Zweite Vatikanische Konzil mit dem Geist der Freiheit und treibt seine Brüder im Bischofsamt zu eigenständiger Verantwortung. Wie beglückend aber ist es für einen Bischof der Kirche, auf diesem Konzil das apostolische Amt, das ihm selbst ob-

liegt, in seiner ganzen Fülle und Herrlichkeit zu erleben. Bei all dem aber ist der Blick weit geöffnet auf das Volk Gottes, auf die Laien. Wiewohl die Stellung des Laien in der Kirche bisher noch nicht ausdrücklich behandelt wurde, so ist doch jetzt schon spürbar und darf als zuversichtliche Hoffnung ausgesprochen werden, daß gerade dieses Konzil Würde und Sendung des Laien in ein neues Licht heben wird.“

Bischof Matthias Wehr von Trier, der vom Konzil eine Fortentwicklung der Lehre von der Stellung der Bischöfe in der Kirche erwartet, kommt in diesem Zusammenhang in einem Interview mit dem „Paulinus“ (13. 1. 63) auf die Fragen der Bistumsgröße zu sprechen und erklärt dazu: „Die Fragen nach der Größe und Abgrenzung der Bistümer hängt, soweit ich sehe, damit nicht notwendig zusammen. Sollte das Konzil aber diese Frage behandeln, so würde es auch hier wohl kaum auf die besonderen Verhältnisse in den einzelnen Ländern eingehen können. Ganz allgemein könnte man sagen, Diözesen sollen weder zu volkreich oder ausgedehnt noch zu klein sein. Was die manchmal aufgeworfene Frage betrifft, ob man die deutschen Bistümer nicht zum Teil verkleinern sollte, so möchte ich diese Frage speziell für die Diözese Trier verneinen.“ In diesem Interview stellte der Trierer Oberhirte außerdem fest, daß schon grundsätzlich Meinungen auf dem Konzil gebildet worden sind, die in der nächsten Sitzungsperiode ihren Niederschlag finden werden und „gewissermaßen vorentscheidenden Charakter besitzen“.

Das Erlebnis der Begegnung

„Jeder Bischof, jeder Konzilsvater wird bestätigen müssen, daß seine geistigen Horizonte sich weiteten, seine Verantwortung für die Gesamtkirche wacher und lebendiger wurde“, sagte Erzbischof Schäußele in seiner bereits erwähnten Silvesterpredigt. „Der deutsche Bischof konnte in der Unterhaltung mit dem Negerbischof erfahren, wie die Kirche im schwarzen Erdteil Gestalt gewinnt, wie die heimische Kultur seines Volkes und seines Stammes veredelt, mit dem abendländischen Erbe verbunden und von christlichem Geist beseelt werden kann. Im Gespräch mit dem indischen Bischof traten ganz andere Fragen auf. Der Bischof von Indien weiß sich mit seinen Gläubigen in der Minderheit. Seine Herde steht einer erdrückenden Mehrheit der Hindus oder der Mohammedaner gegenüber. Er sieht sich einer Kultur gegenüber, die so alt oder noch älter ist als das Christentum. Er sieht sich heute einem Hinduismus gegenüber, der zu neuem Selbstbewußtsein erwacht ist. Er weiß sich Angriffen gegenüber, die die christliche Religion als europäische Ware abtun. Aber dieser indische Bischof erfährt auch, wie gerade der katholische Glaube der tiefsten Sehnsucht des Inders antwortet. Und mancher Bischof hat mir erklärt, es fehlten nur äußere, materielle Mittel, um ganze Gemeinschaften, um ganze Dörfer zur Kirche zu führen. Wieder andere sind die Nöte der Bischöfe von Lateinamerika. Die fast unübersehbaren Weiten dieser Diözesen und der unvorstellbare Mangel an Priestern stellt die Bischöfe von Lateinamerika vor ganz schwere Aufgaben. Als die vorrangigste Sorge sehen sie die Weckung von Priesterberufen an.“

Die Begegnung der Welterfahrung der Kirche auf dem Konzil muß ihre Früchte tragen. Der Würzburger Oberhirte, Bischof Joseph Stangl, sagte dazu in seiner Silvesteransprache („Würzburger Katholisches Sonntagsblatt“, 6. 1.

63): „Aus solch vertiefter Erfahrung wächst die Bereitschaft, nach dem Wesentlichen zu fragen, auch geliebte Dinge aufzugeben, um dem suchenden und fragenden Bruder in fremden Landen das Tor zur Kirche zu öffnen. Noch mehr: es wächst die verpflichtende Erkenntnis, daß wir den Christen fremder Kulturkreise viel mehr Eigenrechte geben müssen, daß wir in Demut und Bescheidenheit auch die Führung der Kirche in den Missionsländern konsequent und entschlossen an einheimische Bischöfe geben müssen, damit diese Völker in ihrer Sprache und Kultur, in ihrem Lebensrhythmus Gottes Herrlichkeit wirken können. Wir müssen allmählich lernen, der Gnadenführung Gottes mehr zu vertrauen als den uns gewohnten Formen eines abendländisch geprägten Christentums. Diese vertiefte Welterfahrung der Kirche darf nicht bei den Bischöfen stehenbleiben. Wenn das Konzil fruchtbar werden soll, muß die Bereitschaft, sich aufzutun und dazuzulernen, das Eigene nicht schon für das Ganze zu halten, auf Altvertrautes zu verzichten, von der ganzen Christenheit aufgenommen werden.“ Eine wahre, vertiefte Katholizität müsse von den Herzen der Gläubigen Besitz ergreifen. Zum Bemühen um ein Leben in der Gnade Jesu Christi in der heiligen Eucharistie müsse die Begegnung mit dem Herrn auch im Gotteswort der Bibel kommen. „Die Bibel muß wieder Buch des Volkes werden!“ forderte Bischof Stangl, „eine neue Bibelbewegung würde dem Geist des Konzils entsprechen.“

Über die Botschaft der Bibel sprach auch der Bischof von Meißen, Otto Spülbeck, in seiner Silvesterpredigt im Dom zu Bautzen. „Was bewegt heute den Menschen? Was ergreift sein Herz und seinen Willen? Es ergab sich, daß trotz aller raffinierten Künste der modernen Beeinflussung des Menschen eine Botschaft immer ankommt. Nicht so sehr die Botschaft der gelehrten Rede, der wissenschaftlichen Sprache, etwa der hohen Theologie, sondern die Botschaft der Bibel. Die Sprache der Bibel ist eine Sprache, die die ganze Welt versteht. Die Gleichnisse vom verlorenen Sohn, vom reichen Prasser, vom Sturm auf dem See, von der Speisung der Fünftausend, alle diese Erzählungen und Berichte der Heiligen Schrift werden unmittelbar verstanden, ohne daß man sie zu erklären braucht. Auch der primitivste Eingeborene eines fernen Landes versteht sie. Die Sprache der Bibel ist die Sprache des religiösen Menschen aller Zeiten und damit auch die Sprache des modernen Menschen. Könnten wir nur so aus dem Sprachgut der Bibel leben, wie es die Alten getan haben! Wir würden es dann auch lernen, die Sprache unserer Umwelt zu sprechen, die Sprache, die der heutige Mensch unmittelbar versteht.“

Die brüderliche und väterliche Sorge des Papstes

Ebenso wie der Rottenburger Bischof, Carl Joseph Leiprecht, in seiner Predigt zum Jahresschluß rühmt Erzbischof Jaeger in seinem bereits oben zitierten Beitrag im „Echo der Zeit“ die brüderliche und väterliche Sorge des Heiligen Vaters für das Konzil, ja für jeden Konzilsvater. „Er hat die Unkosten für die Reise und die Unterbringung für die unbemittelten Bischöfe armer Missionen übernommen. Er hat gute Arbeitsmöglichkeiten und alle notwendigen Bequemlichkeiten den Vätern geschaffen. Er hat während der gesamten Ersten Sitzungsperiode im ständigen Gespräch mit dem Konzil gestanden durch seine Botschaften und Grüße, die er der Versammlung sandte, durch die kleinen Aufmerksamkeiten und Vergünstigun-

gen — er war erfinderisch, immer wieder solche Anlässe zu entdecken —, die er ihr gewährte. So war der Papst praktisch die geistige Mitte dieser Kirchenversammlung, wenn er auch körperlich nicht in der Konzilsaula anwesend war.“

In einem Gespräch mit der katholischen Studenten-Zeitung „initiative“ (Januar 1963) nahm der Erzbischof zu den Pressemeldungen Stellung, daß Kardinal Ottaviani sich eine Zeitlang von den Beratungen zurückgezogen habe. Er sagte dazu wörtlich: „Ich bin nicht sicher, daß Kardinal Ottaviani einige Tage den Verhandlungen ferngeblieben ist, weil er, wie die Presse meldete, das Wort entzogen bekommen hat wegen Überschreitung der auf 10 Minuten festgesetzten Rededauer. Der Kardinal führt die Kongregation des Heiligen Offiziums, deren Arbeiten auch während des Konzils weitergeführt werden müssen. Vielleicht ist der Kardinal durch diese Amtspflichten behindert gewesen. Ich kann darüber jedoch nichts sagen, weil Kardinal Ottaviani darüber zu mir nicht gesprochen hat. Sollte er aus Verärgerung ferngeblieben sein, kann ich nur sagen, daß ich es für recht halte, wenn der Konzilspräsident die Beachtung der festgesetzten Redezeit fordert, von einem Kardinal ebenso wie vom jüngsten Bischof.“

Hier sei auch noch Kardinal Döpfners Schilderung der Atmosphäre auf dem Konzil erwähnt, die er in einem dem Redakteur der „Münchener Katholischen Kirchenzeitung“, Msgr. Lorenz Freiberger, gewährten Interview gab (11. 11. 62): „Es verwirklicht sich auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil — und ich meine, darüber dürften wir uns freuen — jener Satz aus dem Bericht über das sogenannte Apostelkonzil: ‚Da kam es zu einer großen Auseinandersetzung‘ (Apg. 15, 7). So ist der apostolische Freimut, der in den Briefen der Apostel wie auch in den früheren Konzilien wirksam war, auch auf diesem Konzil gegenwärtig.“

Bischof Franz Hengsbach von Essen, der ebenso wie Bischof Adolf Bolte von Fulda seine Diözesanen durch Briefe aus Rom über den Fortgang der Beratungen unterrichtete, erzählte von den Sprachschwierigkeiten („Ruhrwort“, 15. 12. 62): „Man muß sich begrifflicherweise an das Latein als gesprochene Sprache gewöhnen. Sonst kennen wir es meist nur als gelesene Sprache. Wir mußten und müssen uns noch täglich gewöhnen an die sehr verschiedene Aussprache des Lateinischen. Die Amerikaner etwa, die Spanier, die Franzosen sprechen es mit einem Akzent ihrer Muttersprache. — Ein Scherz wird erzählt: Nachdem ein amerikanischer Kardinal gesprochen hatte, habe ein Mitbruder — ebenso aus Amerika — gesagt: ‚Ich habe unseren Kardinal noch nie so schlecht englisch sprechen hören.‘“

Eine Beurteilung der bisherigen Arbeit

Bischof Otto Spülbeck gab der erweiterten Erzpriesterkonferenz in Dresden am 2. Januar 1963 einen ausführlichen Bericht über die bisherige Arbeit auf dem Konzil und kam zu folgender Gesamtbeurteilung:

„1. Die Bischöfe der Welt haben sich kennengelernt, haben miteinander gesprochen und debattiert. Die Sessio hat gezeigt, daß nicht nur der Glaube ex auditu kommt, sondern auch die theologische Erkenntnis. Da eine unmittelbare Antwort nicht möglich war, mußte jeder Konzilsvater tagelang warten und sein Referat ständig umarbeiten, um die Anliegen der fortschreitenden Er-

örterungen in der Aula einzufangen. Das gab eine ruhige, meistens leidenschaftslose, abgeklärte Überlegung, die sich positiv ausgewirkt hat. Es hat manche Bekehrungen in der Aula gegeben. Es ist höflich, aber auch glasklar und hart debattiert worden.

Die Aussprache mit den Bischöfen untereinander, das Zusammensitzen mit fremden Bischöfen über zwei Monate hin, war entscheidend wichtig. Wir wissen heute in einer neuen Weise, was die Kirche ist und was die ‚universale Vertretung der Kirche‘ bedeutet.

Das Beglückendste dieser Sessio war, daß die Kirche in ihren Oberhirten hat sprechen können und daß sich gezeigt hat, daß der große Teil der Bischöfe eine selbständige Meinung zu den theologischen Fragen, und zwar aus pastoralen Gründen hat. Man wünscht eine neue Sprache in der Kirche und in der Theologie . . . Also Anpassung auch der Theologie an die Sprache und das Denken unserer Zeit, ohne den Inhalt zu verändern. Diese Meinung des Heiligen Vaters ist zur Verwunderung aller, vor allem der römischen Kreise, sieghaft durchgebrochen und hat das Echo des Weltepiskopats gefunden.

2. Was fordert diese neue Einstellung des Aggiornamento?

a) Charismatisch handeln, kühn und wagemutig sein, nicht so sehr auf die Vergangenheit schauen, keine zu große defensive Haltung und irdische Klugheit walten lassen, die voller Ängstlichkeit und Behutsamkeit ist. Nicht die Treue zum Trennenden, sondern die Liebe zum Gemeinsamen ist Aufgabe der Theologie der *Una Sancta*, sich also dem Walten des Heiligen Geistes zu überlassen, wie der Heilige Vater es bei dem ‚deutlichen Zeichen‘ zum Konzilswagnis getan hat.

b) Auf die Zukunft schauen. Der Heilige Vater hat ausdrücklich in seiner Eröffnungsrede gesagt: ‚Es genügt nicht, nur zu bewahren, als ob wir uns einzig und allein für das interessieren, was alt ist.‘ Das sagt ein Papst, der Historiker ist! Es kommt auf das *punctum saliens* an, die Substanz der Lehre zu unterscheiden von dem ‚*modus quo*‘ seiner Verkündigung.

c) Die pastorale Ausrichtung. Das heißt für kommende Möglichkeiten die Türen öffnen und offenhalten. Daher die Zurückziehung der vielen Schemata durch den Papst; sie entsprächen nicht dem pastoralen Willen der Mehrheit der Väter.

d) Die Debatte über die Massenmedien hat als Nebenfrucht die Frage nach dem gestellt, was den heutigen Menschen anspricht. Die Antwort lautet: Die Kraftquellen des Glaubens öffnen in Wort und Sakrament, in Bibel und intelligibler Liturgie.

e) Die Einheit der Christen fördern durch engere Kontakte, wie sie in der Aula mit den *fratres separati* gewesen sind. Daß Bischöfe in ihren Ansprachen ständig auf Andersgläubige Rücksicht nehmen und sich daher mit ihrer Mentalität befassen mußten, war sehr positiv.

f) Die Hauptentscheidungen scheinen schon gefallen zu sein. Das veränderte Selbstbewußtsein der Bischöfe, das pastorale Anliegen selbst des Magisteriums und die bewußte ökumenische Haltung. Entscheidend gelenkt, wenn auch mit leisen Bewegungen, hat den komplizierten Apparat des Konzils, zwar unsichtbar, aber spürbar, der Heilige Vater selbst.“

Folgerungen aus dem Erlebnis der Einheit

Bischof Rudolf Graber von Regensburg ermahnte seine Gläubigen in der Silvesterpredigt („Amtsblatt für die

Diözese Regensburg“, 9. 1. 63): „Warten wir nicht ab, bis das Konzil beendet ist, sondern beginnen wir heute schon mit der inneren Erneuerung. Die Flamme des Gebetes und des Opfers, die bei uns brennt, soll noch mehr entfacht werden; aber das allein genügt nicht. Der missionarisch-apostolische Geist muß viel stärker uns ergreifen. Man rettet seine Seele nur dann, wenn wir den Nächsten, den Bruder retten. Hier fehlt es bei uns. Und hier müssen wir überlegen, was auf diesem Gebiete zu tun ist . . . Eine Kirche, die nicht mehr erobert, ist eine sterbende Kirche. Wir aber wollen lebendige Kirche sein.“

Zum Schluß dieses Überblicks soll aus der Neujahrsansprache des Münsteraner Oberhirten zitiert werden, soweit er sich mit den konkreten Folgerungen der Konzilsväter aus dem Erlebnis der Einheit auf dem Konzil beschäftigt:

„Drei Erkenntnisse brachen sich im Konzil immer mehr Bahn.

1. Einheit und Frieden in den Herzen und in der Welt, Güte und Verstehen unter den Menschen und Völkern können nicht organisiert und künstlich gemacht werden. Sie sind ein Geschenk Gottes. Ohne die Einheit und den Frieden mit Gott sind Einheit und Frieden in der Welt nicht möglich. Gottes Geschichte mit der Menschheit ist eine lange und traurige Liebesgeschichte, ein Werben Gottes um die Liebe der Menschen.

Gerade den modernen Menschen muß die Frohbotschaft Christi in ihrer großartigen Geschlossenheit als Heilsgeschichte, in die der Herr uns alle hineingenommen hat, verkündigt werden. Deshalb erörtern wir auf dem Konzil die Fragen nach dem lebendigen Gott der Offenbarung, nach dem Glauben als der Antwort des Menschen auf den sich offenbarenden Gott, nach der Kirche, nach dem Volk Gottes, das unterwegs ist zum Heil und zur ewigen Vollendung bei Gott, und nach der Verherrlichung Gottes durch seine Kirche in der Feier der Liturgie. Hier liegen die Fundamente der Einheit.

Wir alle sollten uns schon jetzt vor Abschluß des Konzils mühen, die Frohbotschaft Christi immer tiefer kennen- und liebezulernen und in ihr das Fundament der Einheit zu sehen. Für viele Katholiken bleibt die Kenntnis des Glaubens auf der Stufe der Kindheit stehen, während die berufliche Ausbildung mit großer Ernsthaftigkeit geschieht. So entsteht ein bedenkliches Gefälle zwischen Glaube und Leben. In unserem Bistum wirken mit großem Erfolg schon seit mehr als zehn Jahren die sozialen Seminare. Es entspricht dem Anliegen des Konzils, daß nunmehr theologische Seminare an die Seite der sozialen Seminare treten. Aufgabe dieser theologischen Seminare ist es, das Wort Gottes so zu verkündigen, daß es den heutigen Menschen ergreift und ihm hilft, seine ihm von Gott gestellten Aufgaben zu erfüllen.

2. Hier schließt sich ein zweites Anliegen an. Johannes XXIII. hat in seiner Weihnachtsbotschaft darauf hingewiesen, daß das Wort ‚Himmel‘ im Alten und Neuen Testament häufig vorkommt, daß sich jedoch weit häufiger auf den Seiten der Heiligen Schrift das Wort ‚Erde‘ findet. Die Liebe und die Einheit mit Gott muß sich auf dieser Erde auswirken. Deshalb heben wir auf dem Konzil die Dringlichkeit des christlichen Apostolats in den irdischen Bereichen mit besonderem Nachdruck hervor: in den Fragen der Gottesordnung in Ehe und Familie, in Gesellschaft und Wirtschaft, in der Völkergemeinschaft usw. Alle diese Bereiche bilden die Welt der mündigen

Gläubigen. Sie gehen euch an. Das Konzil wird gerade in seinem Ruf zur Einheit und zur Mitsorge ein mächtiger Appell an das Apostolat der Laien sein.

3. Noch ein drittes Anliegen hat in den Beratungen des Konzils eine bedeutsame Rolle gespielt, nämlich die Art und Weise der Verkündigung der Frohbotschaft an die moderne Welt. Der Ruf zur Einheit, zur Liebe, zum Frieden mit Gott und mit den Menschen und unter den Völkern kann nur befolgt werden, wenn er gehört und richtig verstanden wird. Deshalb haben zahlreiche Konzilsväter immer wieder verlangt, daß die Verkündigung des Glaubens bei den Lebensfragen des modernen Menschen anknüpfen und die Offenbarung Gottes in ihrer Größe und Schönheit liebenswürdig machen solle, und zwar in einer Sprache, die von den modernen Menschen verstanden wird.“

Ökumenisches Konzilssecho (IV) Die zustimmenden und erwartungsvollen wie die kritischen Stimmen zur Ersten Session des Ökumenischen Konzils reißen nicht ab. Auf einer ökumenischen Arbeitstagung der Evangelischen Akademie Loccum gab der Präses der Evangelischen Kirche in Deutschland, D. Kurt Scharf, ein „klares positives Urteil“ über das Zweite Vatikanische Konzil ab. Ganz gleich, wie die Zweite Session ausgehen werde, es könne nicht mehr ausgelöscht werden, was bisher geschehen sei. Das habe große ökumenische Bedeutung. Die evangelische und katholische Kirche seien heute zu der klaren Erkenntnis gelangt, daß sie gemeinsame Pflichten hätten: „In der römisch-katholischen Kirche hat man auf Grund der Diskussionen der letzten Jahre evangelisch denken gelernt, und umgekehrt hat auch die evangelische Kirche einiges von der katholischen Kirche übernommen“ (Die Welt, 8. 2. 63).

„Die Gefahr einer Krise“

Auf derselben Tagung sagte der lutherische Professor G. Lindbeck (Beobachter auf dem Konzil): „Das Zweite Vatikanum markiert das Ende der Gegenreformation, selbst wenn das zu erwartende Ergebnis nur äußerst vorsichtig formuliert sein sollte.“ Zwei Drittel der Konzilsväter hätten zwar noch nicht für die neue Theologie entschieden, aber doch gegen deren Feinde gestimmt. So könne es dahin kommen, daß die katholische Kirche trotz ihrer nach lutherischer Auffassung vorhandenen Irrlehren nach der Liturgiereform viel evangelischer und dem Evangelium treuer als viele evangelische Kirchen sein würde. Es sei auch denkbar, daß die katholische Kirche trotz der Tatsache, daß sie die Souveränität des Wortes Gottes nicht als dogmatisches Prinzip anerkenne, in der Praxis dem Worte Gottes gehorsamer sein könnte als viele Protestanten, die dieses Prinzip bejahten. Dann könnte für das protestantische Selbstbewußtsein die Gefahr einer Krise entstehen („Die Welt“, 8. 2. 63).

Weniger positiv lautet das Urteil von Landesbischof Hermann Dietzfelbinger, dem Referenten für das Gespräch mit der katholischen Kirche in der EKD. Vor der Bischofskonferenz der Vereinigten evangelisch-lutherischen Kirche (VELKD) in Hannover hob er zwar den starken Reformwillen hervor, der auf dem Konzil Ausdruck gefunden habe, meinte aber, das Konzil stehe erst vor seinen eigentlichen Schwierigkeiten, da es wichtigen zentralen Lehräußerungen, die auch das Verhältnis zur übrigen Christenheit betreffen, nicht ausweichen könne. Hier erst entscheide sich die Frage, ob die Erneuerung

Roms auch dessen bisherigen Absolutheitsanspruch betreffe (vgl. hierzu das Interview von Kardinal Bea in Kopenhagen ds. Heft, S. 265).

„Ein unüberwindliches Hindernis“

Ausführlich und abgewogen kritisch läßt sich das „Deutsche Pfarrerblatt“ (15. 1. 63) von seinem Berichterstatter in Rom unterrichten („Der Auftakt des Konzils“, von Kurt-Viktor Selge). Ihm scheint es noch ganz offen zu sein, ob die interkonfessionellen Gespräche der Theologen, wie sie in Deutschland geführt worden und jetzt zum erstenmal in Rom auf eine neue höhere Ebene geführt worden sind, sich nach dem Konzil auf ebenso hoher Ebene fortsetzen lassen. Mit dem Gespräch sei im übrigen noch kein sachliches Ergebnis erzielt. „Es ist aber schon viel, wenn der ‚christliche Bruder‘ überhaupt in einer realistischeren Weise gesehen wird, und man kann ohne Zweifel sagen, daß der ständige Blick auf die nicht-römischen Christen in der Konzilsaula und die mannigfachen Kontakte mit ihnen für den Verlauf der Konzilsberatungen in dieser ersten Sitzungsperiode eine nicht unwesentliche Rolle gespielt haben.“

Maßgebend seien die Fesseln der Geschichte, die man nicht ablegen könnte, sie stellen nach menschlichem Ermessen die unüberwindlichen Hindernisse dar, nämlich das Papstdogma und die neuen Mariendogmen. Daher findet Selge es nicht so entscheidend, daß Papst Johannes XXIII. die Korrektur der vieldiskutierten Unterscheidung von Substanz und der Formulierung der Lehre, die man in seiner lateinischen Eröffnungsansprache vorgenommen hatte, am vierten Jahrestag seiner Papstkrönung zurückübersetzte. Er sagte: „Es ist natürlich, daß neue Zeiten und Umstände verschiedene Formen und Haltungen äußerer Übermittlung und Einkleidung derselben Lehre nahelegen; aber die lebendige Substanz ist immer reine evangelische und apostolische Wahrheit, in vollkommener Übereinstimmung mit der Lehre der heiligen Kirche, die es uns häufig erlaubt, mit Gewinn das Wort von der ‚einen Kunst in tausend Gestalten‘ anzuwenden, namentlich dann, wenn es sich um das Wohl der Seelen, um praktische Ausdrucksweisen handelt“, und hierzu wurde als Beleg für die pastoral-ökumenische Aufgabe Joh. 10, 3f. zitiert. Selge meint dazu: „Die Undeutlichkeit dieser Konzeption wird daran deutlich, daß auf dem Konzil bisher eigentlich fast alles und jedes, aus welcher Richtung und mit welcher Absicht es auch gesagt wurde, ‚pastoral‘ und in zweiter Linie ‚ökumenisch‘ gedeutet wurde. Daß der Papst selbst keine völlig klaren Vorstellungen von der Durchführung seines Programms hat, wird neben dem Umstand, daß er eben ein Konzil einberufen hat, daran sichtbar, daß er das von den vorbereitenden Kommissionen vorgelegte völlig disparate Material ohne irgendwie erkennbare Kriterien zunächst akzeptierte und dem Konzil nach und nach unterbreitete.“

Tradition — wie auch immer

Zur Auseinandersetzung um die Tragweite der Bibel-exegese in der Frage der Offenbarungsquellen wird offenerherzig gesagt, der Standpunkt der Gegner der neueren Exegese, wonach Mariens Unbefleckte Empfängnis nicht in der Schrift steht und dafür die Tradition als selbständige Offenbarungsquelle gebraucht werde, „leuchtet dem Evangelischen mehr ein als der Mythos der organischen geschichtlichen (ein Widerspruch in sich!) Entfaltung, der sich an die Stelle des alten, von den Gnostikern entlehnten

Mythos von der mündlichen Sondertradition setzen möchte, einer Tradition, die die Apostel von Jesus und vom Heiligen Geist empfangen und, ohne sie aufzuschreiben, ihren Nachfolgern weitergereicht hätten. Die Frage, über die die katholische Kirche sich in Zukunft klarwerden muß, ist, ob dies Bündnis von weitgehend guter historisch-kritischer Exegese und Organismustheorie und explikativem Traditionsverständnis von Dauer sein kann. Der evangelische Betrachter ist einigermaßen ratlos, wie er zwischen zwei falschen Positionen seine Sympathie verteilen soll. Er ist für die oft saubere Exegese des Bibelinstituts, er ist für die Bindung der Tradition an die Schrift, er ist aber auch für die nüchterne Auffassung der Gegner dieser Position, die die neuen Mariendogmen allein in der Tradition begründet sieht...“

Von der Einheitsfrage wird gesagt, sie sei noch nicht reif zur Diskussion, „solange die auf dem Konzil gepflegten Kontakte dem römischen Gesprächspartner nicht ein festes Bild gegeben haben, in welcher Weise eine weitere Arbeit für beide Teile sinnvoll ist, und solange vor allem die orthodoxen Gesprächspartner nur so schwach vertreten sind wie bisher. Es ist zu hoffen, daß wenigstens die ‚ökumenische‘ Richtung an Bedeutung verliert, die auf einem einseitig juristischen Kirchenverständnis fußt, in aller Arbeit immer nur das Ziel der Rückkehr der getrennten Christen betont und im Hinblick auf dies Ziel nur an der Vertiefung des römischen Partikulardogmas arbeitet...“ Zum Schluß wird gefordert, die evangelischen Kirchen sollten dringend darangehen, „zu klären und den katholischen Christen klarzumachen, welche Strömungen im äußeren Rahmen der evangelischen Kirchen nicht mehr eine evangelische Lehre vertreten, die noch dieses Namens würdig wäre; es ist überaus peinlich, wenn eine gewisse katholische Publizistik sich propagandistisch der äußersten Randerscheinungen unseres kirchlichen Lebens bemächtigen kann“.

Der Vatikan ohne Mauern

„The Christian Century“ (2. 1. 63), ein überkonfessionelles Organ des amerikanischen Protestantismus, überschreibt seinen Leitartikel zum Abschluß des Konzils: „Vatikan ohne Mauern“ und wünscht sich, der Papst möge dem Konzil erhalten bleiben, damit es ein voller Erfolg werde. Denn es habe jetzt schon „die Ökumenische Bewegung — deren moderne Phase vor einigen Jahren zwischen Protestanten und Orthodoxen begann — in einer unerwarteten Richtung ausgeweitet. Diese Erweiterung des Ökumenismus kann zu einer bezeichnenderen Entwicklung führen als alles, was sich bisher unter Nichtkatholiken ereignet hat oder noch ereignen wird...“ Alles hänge von der Offenheit des Geistes ab, die Papst Johannes XXIII. so bemerkenswert bei der Schaffung des Sekretariates zur Förderung der Einheit der Christen bewiesen habe. Die ärgsten Hindernisse blieben allerdings das Unfehlbarkeitsdogma und die feudalen Bündnisse mit sozialen Ordnungen, deren Tage gezählt sind. Immerhin: „die Mauern des Vatikans haben keine Tore mehr“.

Sehr bescheiden ist die Stellungnahme von „The Ecumenical Review“ (Januar 1963), dem Organ des Weltrates der Kirchen. Außer einer Presserevue zum Konzil, die hauptsächlich Stimmen aus der Zeit kurz vor dem Beginn bringt (von Philippe Maury, S. 202—210), wird in der regelmäßigen Sparte „Tagebuch des Weltrats“ (S. 211 f.) kurz bemerkt: „Es ist bereits klar geworden, einer der

größten Unterschiede zwischen diesem und früheren Konzilien liegt genau darin, daß so viele Konzilsväter einen ‚Sinn für ökumenische Akustik‘ haben.“ Nicht nur bei Bischof de Smedt von Brügge, sondern auch bei vielen anderen Bischöfen habe sich der Wunsch gezeigt, den äußersten Gebrauch von dem gemeinsamen Erbe aller Christen zu machen. Wenn auch die Lehrunterschiede zwischen der römisch-katholischen Kirche und den anderen Kirchen bestehenbleiben werden, „können wir von einem wirklichen Fortschritt insofern sprechen, als die römisch-katholische Kirche und die Kirchen, von denen die meisten im Weltrat der Kirchen zusammenarbeiten, dahin gekommen sind, einen größeren Sinn von Verantwortung füreinander zu spüren. Der Beginn der ökumenischen Weisheit für die Kirchen ist nicht, zu fragen: ‚Soll ich denn meines Bruders Hüter sein?‘, sondern zu handeln in dem Wissen, daß sie berufen sind, füreinander und nicht gegeneinander zu leben.“

Das Moskauer Patriarchat und das Konzil

Die Frage nach den Motiven und Hintergründen für das Erscheinen offizieller russisch-orthodoxer Beobachter auf dem Konzil kann nicht nur als Problem katholisch-orthodoxer Beziehungen betrachtet werden. Angesichts der Tatsache, daß die Russen im Widerspruch zur Haltung des Patriarchen von Konstantinopel als einzige von allen orthodoxen Kirchen Beobachter entsandt haben, muß die Frage auch als Problem interorthodoxer Beziehungen gesehen werden. Darüber hinaus erhält sie eine schwer durchschaubare Komplexität und Doppelschichtigkeit im Zwielficht einer Kirchenpolitik, die mit Berücksichtigung oder gar auf Weisung kommunistischer Direktiven operieren muß.

Anhaltspunkte ergeben sich vielleicht bei einem Rückblick auf die Chronik der Ereignisse.

Der Wunsch nach gesamtchristlicher Einheit findet im Moskauer Patriarchat zweifellos starke Unterstützung. Aber bis Herbst 1961 waren alle Verlautbarungen über das Verhältnis zur römischen Kirche und zum Konzil von starker Reserve und Mißtrauen, oft sogar von Feindseligkeit gekennzeichnet. Diese Linie wurde von A. F. Schischkin, seit September 1960 Chefredakteur des Moskauer Patriarchatsblattes, vertreten. Nach seiner scharfen Polemik gegen den Vatikan im Novemberheft 1960 (vgl. Herder-Korrespondenz 15. Jhg., S. 309 f.) kam im Maiheft 1961 die Absage („Non possumus“) an die Anregung des Kardinals Bea, der Patriarch von Moskau möge aus eigener Initiative Beobachter zum Konzil entsenden (vgl. Herder-Korrespondenz 16. Jhg., S. 23).

Für die Gleichberechtigung der Orthodoxen als Voraussetzung jeglicher Gespräche und gegen den päpstlichen Primatsanspruch sprachen sich Patriarch Alexius und sein Referatsleiter für auswärtige Beziehungen, Erzbischof Nikodim, aus, als die russische Kirchenleitung Dezember 1960/Januar 1961 mit den orthodoxen Kirchen im Vorderen Orient und in Griechenland Kontakt aufnahm, um die panorthodoxe Konferenz auf Rhodos im September/Oktober 1961 vorzubereiten. Hier lehnte dann Erzbischof Nikodim in Gesprächen mit Journalisten die Teilnahme russischer Beobachter am Konzil rundweg ab (vgl. Herder-Korrespondenz 16. Jhg., S. 134).

Was in den geschlossenen Sitzungen der Konferenz über das Verhältnis zur römischen Kirche und zum Konzil gesagt wurde, ist weitgehend unbekannt geblieben. Nach

einer Mitteilung des Exarchen des Patriarchen von Konstantinopel in Amerika, Erzbischof Iakovos, erklärten die Russen auf Rhodos, sie würden Beobachter zum Konzil unter der Voraussetzung schicken, daß Dogma und Politik von der Tagesordnung des Konzils ausgeklammert werden (nach „Cerkovnaja Žizn“, Nr. 1—6, 1962, S. 40). Möglicherweise hat die Rom gegenüber sehr aufgeschlossene Haltung des Patriarchen von Konstantinopel auf die Russen während der Konferenz auf Rhodos einen gewissen Einfluß ausgeübt. Ein Teilnehmer der Konferenz, der zum westeuropäischen Exarchat des Moskauer Patriarchen gehörende Erzbischof Basilios, trat der Ansicht entgegen, daß die Russische Kirche besonders romfeindlich sei. Seinen Beobachtungen nach hätten sich die orthodoxen Kirchen von Rumänien, Griechenland und Polen auf Rhodos romfeindlicher als die Russische Kirche gezeigt („Messager de l'Exarchat du Patriarche Russe en Europe Occidentale“, Nr. 40, 1961, S. 187).

Das Verhältnis des Moskauer Patriarchats zu Rom

Auf der bisherigen offiziellen Linie beeilte sich Erzbischof Nikodim, auch in Neu-Delhi den „innerkatholischen“ Charakter des Konzils zu betonen und allen Fragen nach einer möglichen Teilnahme russischer Beobachter mit dem Hinweis darauf zu begegnen, daß ja bisher keine Einladung erfolgt sei. Er hob ferner hervor, daß die Russische Kirche die „politische Aktivität“ des Vatikans, „der in dieser Hinsicht unserem Land gegenüber oft ausfällig wird“, nicht gutheißen könne, und er ließ durchblicken, daß sich jeder ausländische Gesprächspartner darüber klar sein müsse, daß er es bei den russischen Kirchenmännern mit loyalen Bürgern der Sowjetunion zu tun hat. Auf dieser Basis konnte er die religiös-kirchliche Seite des Verhältnisses zu Rom von der politischen trennen und die römisch-katholischen Christen der „besten brüderlichen Gefühle der russischen orthodoxen Christen“ versichern. „Wir mißbilligen die politische Wirksamkeit der römisch-katholischen Kirche und weisen sie zurück, wir sind aber nicht gegen die katholische Kirche als solche“ (KIPA, 26. 11. 61). Kurz zuvor hatte Nikodims Stellvertreter im Außenamt des Moskauer Patriarchats, Erzpriester Borovoj, an die Schüler eines katholischen Kollegs in Belgien geschrieben: „Die orthodoxen Russen betrachten die Katholiken als ihre nächsten Brüder im Glauben und empfinden Trauer über die alte Trennung zwischen der Orthodoxie und dem Katholizismus, die eine Frucht menschlicher Unzulänglichkeit und ein Ärgernis für alle bleibt, die den Namen Jesu Christi anrufen. Mit menschlichen Kräften ist es unmöglich, die orthodoxe und die katholische Kirche wiederzuvereinigen, aber bei Gott ist alles möglich“ (KIPA, 16. 10. 61).

Die verantwortlichen Führer der Russischen Kirche hatten sich somit auf die eigentlichen Position der orthodoxen Kirchen und ihrer meisten Gläubigen gegenüber der katholischen Kirche besonnen, die als die legitime Kirche des Westens schlechthin betrachtet wird, mit der die größte Nähe im Glauben besteht. Sie schickten sich an, eine hochbedeutsame Äußerung zu honorieren, die ihr Hauptsprecher für ökumenische Fragen auf dem Moskauer Konzil von 1948 als einen der Gründe für den damaligen Verzicht auf Teilnahme an der Ökumenischen Bewegung ins Treffen führte, eine Äußerung, die hinsichtlich der Ökumenischen Bewegung heute wegen der besseren Einsicht und Information der Russen überholt ist, die aber hinsichtlich der römischen Kirche nach wie vor gilt. Erz-

priester Razumovskij sagte damals, der Ökumenismus wolle seine Kirche als ein Gegengewicht gegen die römische Kirche errichten, „aber die orthodoxe Kirche, die sich lediglich gegen den römischen Papismus verteidigt, will nicht gegen die römisch-katholische Kirche als solche kämpfen“ (Konzilsakten II, Moskau 1949, S. 192).

So war Ende 1961 der Boden für eine Annäherung aufgelockert. Nach den Konferenzen von Rhodos und Neu-Delhi kam es im folgenden Jahr 1962 nicht mehr zu den früheren scharfen Ausfällen gegen den Vatikan. Vielleicht hat hier im Hintergrund die Sowjetpolitik mit dem Ziel einer gewissen Annäherung an die westliche Christenheit überhaupt gewirkt. Offenbar wurden jetzt der Russischen Kirche Möglichkeiten eingeräumt, das ihr gemäße christliche Verhältnis auch zur katholischen Kirche zu manifestieren. Sichtbares Zeichen für den Schlußstrich unter die Ära Schischkin, deren Tendenzen schwerlich auf der Linie des Patriarchen Alexius lagen (vgl. Herder-Korrespondenz 15. Jhg., S. 310), war seine Ablösung vom Posten des Chefredakteurs des Journals des Moskauer Patriarchats im Januar 1962. Bald darauf ließ sich Erzbischof Nikodim in einem Interview mit der „Stampa“ schon weit positiver zum Konzil vernehmen. Unser seinerzeitiger Hinweis auf die Möglichkeit eines Tendenzumschwungs gegenüber Rom im Zusammenhang mit der Ablösung Schischkins (vgl. Herder-Korrespondenz 16. Jhg., S. 366) gewinnt somit an Wahrscheinlichkeit. Nikodim beantwortete zwar die Frage, ob die Russische Kirche Beobachter entsenden werde, wiederum mit dem Hinweis darauf, daß noch keine Einladung ergangen sei, aber er wiederholte diesmal die schon von Erzbischof Iakovos genannten Bedingungen, unter denen es seiner Kirche möglich sein werde, Beobachter nach Rom zu schicken: falls nämlich keine von der Orthodoxie abgelehnten Lehrpunkte im Konzilsprogramm enthalten seien (z. B. das Dogma des päpstlichen Primats) und falls keine feindlichen Äußerungen gegen die Sowjetunion („gegen das Land, das wir lieben“) fallen würden („Informations catholiques internationales“, 1. 4. 62). Nikodim äußerte sich ferner positiv über die Persönlichkeit Papst Johannes' XXIII. und seine Bemühungen zur Herstellung der christlichen Einheit. Leider hätten, so fügte er hinzu, zahlreiche römische Kardinäle nicht denselben Wunsch nach Einheit gezeigt.

Ende Juli/Anfang August 1962 weilte der Primas der anglikanischen Kirche in Moskau. Obwohl Einzelheiten nicht bekanntgegeben wurden, ist anzunehmen, daß Erzbischof Ramsey auch in Moskau seine Vermittlerrolle zwischen der römischen und der orthodoxen Kirche gespielt hat und daß er bei seinem späteren Zusammentreffen mit Kardinal Bea wichtige Hinweise auf die Haltung der Russen liefern konnte (vgl. Herder-Korrespondenz 16. Jhg., S. 544). Ein Interview des Patriarchen Alexius im September mit dem französischen Journalisten Jean Boulier machte dann den Stimmungsumschwung noch deutlicher. Die Frage, ob er eine Einladung zur Teilnahme am Konzil annehme, beantwortete Alexius wiederum ausweichend, aber er unterstrich, „daß die orthodoxe und römisch-katholische Kirche auf dem Gebiet der Glaubenslehre und Liturgie einander nahestehen“. „Wir glauben, daß die trennenden Unterschiede mit Gottes Hilfe und beiderseitigem gutem Willen mit der Zeit überwunden werden könnten.“ Die Einheit beider Kirchen ließe sich bei Vorhandensein einheitlicher dogmatischer und kanonischer Normen erreichen (JMP Nr. 9, 1962).

Alexius' Einstellung zur Frage der gesamtchristlichen Einheit kam in seinen Gesprächen mit dem Erzbischof von Canterbury charakteristisch zum Ausdruck, wenn es hier auch zunächst nur um das Verhältnis zur anglikanischen Kirche ging: „Wie gerne möchte ich die Einheit zwischen uns erreicht sehen, solange ich noch am Leben bin. Es ist nur noch wenig Zeit, und wir müssen uns beeilen . . . Wir Orthodoxen sind mit Freuden bereit, alles zu tun, was von uns verlangt wird.“ Als Erzbischof Ramsey darauf die Bildung einer gemischten Theologienkommission vorschlug, unterbrach Alexius: „Leider brauchen diese Kommissionen so lange Zeit für jedes Ding. Wir haben keine Zeit und müssen uns beeilen!“ (Eastern Churches Newsletter, Nr. 27, Oktober 1962).

Bemerkenswert war auch die Reaktion des Erzpriesters Borovoj (einer der beiden russischen Konzilsbeobachter), als er im Dezember nach seiner Rückkehr vom Konzil von dem Vertreter einer polnischen Zeitschrift nach den Lehrunterschieden zwischen der katholischen und orthodoxen Kirche gefragt wurde: „Diese Unterschiede sind bekannt, sogar sehr bekannt. Es ist aber nicht der Ort noch der Augenblick, um bei ihnen zu verweilen . . ., wir müssen uns um einen Wandel des Klimas zwischen unseren Kirchen bemühen, um eine wirkliche Brüderlichkeit, Freundschaft und eine Atmosphäre des Wohlwollens zu erreichen . . . Wir müssen unterstreichen, was uns eint, und nicht, was uns trennt.“ Borovoj bestätigte die Ansicht seines Gesprächspartners, daß das Pontifikat Johannes' XXIII. zur Schaffung eines neuen Klimas in den Beziehungen der ganzen Menschheit beigetragen habe, wovon auch die Russische Kirche betroffen sei („La Croix“, 20. 12. 62).

Die Auseinandersetzungen um die Konzilsbeobachter des Moskauer Patriarchats

Es verdient Beachtung, daß Patriarch Alexius in dem Interview mit Jean Boulier ausdrücklich die gesamtorthodoxe Position im Verhältnis zu Rom hervorhob. Die Position der Russischen Kirche unterscheide sich nicht wesentlich von derjenigen der anderen orthodoxen Kirchen (a. a. O., S. 15). Um so mehr mußte es überraschen, daß die russische Kirchenleitung gegen den Entschluß des Patriarchats Konstantinopel in letzter Minute offizielle Beobachter nach Rom entsandte. Wenn tatsächlich auf der Rhodos-Konferenz der orthodoxen Kirchen beschlossen wurde, einheitlich vorzugehen, bedeutet der Schritt des Moskauer Patriarchats in der Tat einen „ernsten Schlag gegen die Einheit der Orthodoxie“, wie der Athener Erzbischof enttäuscht feststellte (Oepd, 26. 10. 62). Und sollte, wie vermutet wurde, Patriarch Athenagoras von Konstantinopel auch aus Rücksicht auf die besondere Lage der Russischen Kirche von der Entsendung von Beobachtern Abstand genommen haben (vgl. „Christ und Welt“, 19. 10. 62), so mußte die Enttäuschung für ihn besonders groß gewesen sein. Die Kritik im orthodoxen Lager regte sich denn auch prompt. Die Zeitschrift des Konstantinopel unterstehenden griechischen Exarchats in Amerika kritisierte den „plötzlichen und unehrenhaften“ Entschluß der Russischen Kirche scharf und forderte die Orthodoxen auf, „gründlich darüber nachzudenken, daß wir uns gegenüber der Russischen Kirche reserviert verhalten müssen und nicht vergessen dürfen, daß sie nach wie vor den Planslawismus vertritt und von dem Bestreben geleitet wird, das Ökumenische Patriarchat zu verkleinern und herabzusetzen“ (O orthodoxos paratiritis, Nr. 513, S. 360).

Als Erzbischof Nikodim während eines Besuches bei der Fédération Protestante von Frankreich im Dezember 1962 über das Verhältnis seiner Kirche zum Patriarchat Konstantinopel befragt wurde, betonte er, daß, ungeachtet des brüderlichen Verhältnisses, doch jede orthodoxe Kirche unabhängig sei. Diese für alle dogmatischen und kanonischen Fragen geltende Selbständigkeit erkläre auch, warum sich Moskau jeder konkreten Stellungnahme zur Beobachterfrage enthalten habe, solange sich Rom der Vermittlung Konstantinopels bediente und nicht durch die Reise von Msgr. Willebrands nach Moskau in direkte Verbindung mit dem Moskauer Patriarchat getreten sei. Um die volle Unabhängigkeit jeder orthodoxen Kirche in ihren Entschlüssen geschichtlich zu demonstrieren, erinnerte Nikodim an den Beitritt des Patriarchats Konstantinopel zum Weltrat der Kirchen im Jahre 1948, was ja damals ohne Rücksicht auf die Weigerung des Moskauer Patriarchats geschehen sei („Le Monde“, 19. 12. 62). Das könnte fast den Eindruck erwecken, also ob das Moskauer Patriarchat, nachdem es auf Rhodos und in Neu-Delhi in hervorragender Weise zur Manifestation der gesamtorthodoxen Einheit und Einmütigkeit beigetragen hat, wieder alte Rivalitäten zu Konstantinopel aufleben lasse. Es kann aber ebensogut der Versuch sein, den Alleingang der Russischen Kirche, soweit er ihr plötzlich und unvermutet von der Sowjetpolitik ermöglicht oder nahegelegt wurde, formal plausibel zu machen. Es ist kaum anzunehmen, daß die vom russischen Patriarchen oft geäußerte panorthodoxe Solidarität nicht den inneren Tendenzen und Wünschen der russischen Kirchenleitung entspricht. Erst kürzlich hat auch Patriarch Alexius sowohl seine Kirche als auch den Vatikan gegen den Verdacht verteidigt, in der Beobachterfrage zum Schaden der orthodoxen Einheit gehandelt zu haben. Zur Entsendung von Beobachter-Delegierten sei ein panorthodoxes Einverständnis nicht erforderlich, und andererseits habe auch der Vatikan mit der Einladung bestimmter orthodoxer Kirchen keine Spaltung unter diesen herbeiführen wollen (KNA, 13. 2. 63).

Die neue Linie des Kremls gegenüber der katholischen Kirche

Der Umschwung von den anfänglichen Distanzierungen und Absagen zu der schließlich doch erfolgten Entsendung von Beobachtern allein auf die Klärung zwischenkirchlicher Verhältnisse zurückführen zu wollen, hieße jedoch die ständig auf die Russische Kirche einwirkenden außerkirchlichen Einflüsse, die realen Machtverhältnisse, denen sie im Sowjetstaat ausgesetzt ist, übersehen. Die Linie, die es hier zu beobachten gilt, läuft von den persönlichen Geburtstagsglückwünschen Chruschtschows „für die Gesundheit des Papstes, für den Erfolg in seinem edlen Streben nach Festigung und Sicherung des Friedens auf dieser Erde und zur Lösung der internationalen Probleme durch freimütige Verhandlungen“ über die ganz überraschende Freilassung des seit 18 Jahren in sowjetischer Haft isolierten Metropolitanbischofs der ukrainischen Katholiken des byzantinischen Ritus, Erzbischof Josef Slipyj, in der Weihnachtszeit, die Anfang Februar bekannt wurde. Die neue Sprachregelung gegenüber der katholischen Kirche ist bereits auf den Seiten der antireligiösen Presse zu finden und soll hier nach zwei Artikeln wiedergegeben werden, die der Chefredakteur von „Nauka i religija“ und eine nach Rom entsandte Korrespondentin im Januarheft veröffentlichten.

Der auffallendste Zug dieser neuen Linie ist die überaus positive Einschätzung der Persönlichkeit des Papstes und des ersten Konzilsabschnitts. Alle Menschen guten Willens, Gläubige wie Atheisten, hätten die friedensliebenden Erklärungen des Papstes bei der Konzilsöffnung und den an die Menschheit gerichteten Aufruf des Konzils mit Beifall aufgenommen, da sich hierin eine realistische Beurteilung der Weltlage im Gegensatz zu den früher vom Vatikan vernommenen Tönen durchgesetzt habe. Obwohl von der „äußerst widersprüchlichen“ Friedensliebe des Christentums eingegeben, könnten diese Verlautbarungen doch eine gewichtige positive Wirkung ausüben, und es sei nicht ausgeschlossen, daß sie nicht nur „konjunkturelle Stimmungen“, sondern die Linie des Vatikans für eine längere Periode wiedergeben.

Da jedoch die kommunistischen Atheisten die christliche Haltung und die christlichen Prinzipien nur als Mittel des Klassenkampfes oder als baren Unsinn werten und ihnen keinen Eigenwert und keine Autonomie zuerkennen, drängt sich ihnen die Reserve auf, das Positive am Papst und am Konzil als eine sich der Kirche von außen aufdrängende, vom Gebot der Klugheit diktierte Notwendigkeit zu interpretieren. Wie sehr die Konzilsväter auch das Himmlische und Ewige gegenüber dem Irdischen und Vergänglichem betonen, so sei es ihnen doch wie allen Menschen eigen, sich in erster Linie an die irdische Realität zu halten, in der klaren Erkenntnis, daß gerade in der wichtigen Friedensfrage ein Verlaß auf Gott allein zu riskant sei und daher die Regierungsoberhäupter und Völker angesprochen werden müßten.

Aber mit Gebeten und Beschwörungen und Friedfertigkeit gegenüber der „aggressiven Politik“ lasse sich der Frieden nicht festigen. Nicht mit der Furcht vor einem Gottesgericht, sondern nur durch konkrete Taten lassen sich die Atomstrategen in Schach halten. Hier wird deutlich, was der sowjetische Stimmungsumschwung bezweckt — den Versuch, die katholische Kirche, wenn sie sich nicht überhaupt vor den Wagen der Koexistenzpolitik spannen läßt, doch zumindest zu neutralisieren. Unverhüllt versucht man ihr klarzumachen: Da es ja dem Vatikan in erster Linie darum gehe, die Gläubigen unter dem Einfluß von Kirche und Religion zu halten, andererseits aber die Massen des Rüstungswettlaufs und der kriegerischen Erklärungen überdrüssig sind, so müsse der Vatikan einsehen, daß er durch Unterstützung der „aggressiven Politik des Westens“, wie er es bisher getan habe, den „Prozeß der Ab-

kehr der Gläubigen von der Kirche“ nur fördern würde. Insbesondere würde das Konzil sein Prestige in den Augen der Gläubigen aller Länder erhöhen, wenn es ernsthaft mit der Politik des Antikommunismus bräche, die bis vor kurzem aktiv und offen vom Vatikan unterstützt worden sei. In dem Versuch, starke Kräfte im Katholizismus auf ihre Seite zu ziehen, bestätigen die sowjetischen Atheisten dem Vatikan aufmunternd, daß sich die vom Konzil proklamierten christlichen Prinzipien — wenn sie auch an sich nichts wert sind — gegen den Hintergrund der kriegerisch aufgeladenen Atmosphäre in den kapitalistischen Ländern scharf abheben. Das reaktionäre Lager, enttäuscht über die „Wendung zum Frieden, die sich in den Verlautbarungen des Oberhauptes der Kirche bemerkbar machte und von den Bischöfen unterstützt wurde“, versuche alles, um Papst und Konzil wieder in die alten Geleise zu bringen. Nach ihrem Tendenzumschwung, der offenbar als Vorleistung gedacht ist, erhoffen sich die Kommunisten eine ernsthafte Auseinandersetzung mit ihren Thesen und Wünschen innerhalb der katholischen Kirche. Dazu gehört nicht zuletzt die Einstellung jeglicher Propagierung des Begriffes der „Kirche des Schweigens“. Das teils lockend, teils drohend vorgezeigte Ziel, zu dem die Kirche vorbereitet werden soll, ist der „Dialog mit dem Kommunismus“. Sogar die solide „Stampa“ versuche der Kirche klarzumachen, daß sie von Verfolgungen der Kommunisten und Linken nur Einbußen erleiden würde. In Schaufenstern und auf Schreibtischen, berichtet „Nanka i religija“ aus Italien, kann man die Karikatur eines mit gutmütigem Humor ausgestatteten katholischen Priesters sehen, der die kommunistische Zeitung „L'Unità“ liest. „Der Wahrheitskern in diesem Scherz ist gar nicht so gering . . .“

Die Entwicklung bis zur Entsendung von Konzilsbeobachtern der Russischen Kirche läßt zwei parallellaufende Tendenzen erkennen, einerseits das legitime Streben der Russischen Kirche, sich in die Einheit der Weltchristenheit einzufügen, andererseits die Taktik der Sowjets, ihre Koexistenzformel auch auf das Verhältnis zur katholischen Christenheit anzuwenden. Von neuem sieht sich die Russische Kirche in die paradoxe Situation gestellt, daß ein religiös-kirchliches Anliegen erst durch das gleichlaufende Interesse der Regierung realisiert werden kann. Das von allen begrüßte Auftauchen der Russen auf dem Konzil (wie im Weltrat der Kirchen) ist daher auch unter diesem Gesichtspunkt zu betrachten.

Aktuelle Zeitschriftenschau

Theologie

ALSZEGHY, Zoltan, SJ. *Carità ecclesiale nella penitenza cristiana*. In: *Gregorianum* Jhg. 44 Nr. 1 (1963) S. 5—31.

In dieser dogmatischen Untersuchung zur Theologie des Bußsakramentes stellt Alszeghy die im Sakrament der Buße bewirkte „Wiederherstellung des Friedens mit der Kirche“ in den Mittelpunkt und bekräftigt die von den Vätern begründete Lehre, daß die Wiederversöhnung mit Gott über die Wiederherstellung des Friedens mit der Kirche, die durch die Tat des Sünders „beleidigt“ worden ist, geschieht. Das entspricht der sakramentalen Mittlerrolle der Kirche und widerspricht keineswegs dem „theozentrischen Charakter der christlichen Buße“, vorausgesetzt, daß die Wiederherstellung des Friedens mit der Kirche nicht als eine von der Sündenvergebung verschiedene Realität, sondern „als ein Aspekt derselben Wirklichkeit“ verstanden wird und die Wiederversöhnung mit Gott als „ontologisches Fundament“ der Wiederherstellung des Friedens mit der Kirche vorausgesetzt wird.

AUER, Johann. *Was heißt glauben?* In: *Münchener Theologische Zeitschrift* Jhg. 13 Heft 4 (1962) S. 235—255.

Die Studie überblickt „am Vorabend des Konzils“ das Werden unseres heutigen Glaubensverständnisses, angefangen vom Glauben Israels über den

hauptsächlich paulinisch gefaßten Glauben im Neuen Testament, die Regula der Alten Kirche, das Mittelalter, den reformatorischen Glauben und seine Abwehr bis zum Ersten Vatikanum, um zum Schluß zu ermitteln, welche Strukturelemente im kirchlichen Glaubensverständnis heute neue Klärung oder Betonung verlangen: die personale Grundbefindlichkeit auf Gott hin, seine Auktoritätsgrundlage, seine Einbettung in ein neues christliches Welt- und Selbstverständnis und schließlich seine inhaltliche Neuorientierung durch ein vertieftes Kirchenverständnis.

BARAGLI, Enrico, SJ. *Gli strumenti della comunicazione sociale e il Vaticano II*. In: *La Civiltà Cattolica* Jhg. 114 Heft 2702 (19. Januar 1963) S. 105—118.

In diesem ersten Beitrag zur Diskussion über die sozialen Massenmedien auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil gibt Baragli einen knappen Überblick über die Entwicklung der sozialen Kommunikationsmittel und deren Einfluß auf die kulturell-zivilisatorische Entwicklung der Gegenwart. Presse, Rundfunk, Film und Fernsehen werden in gleicher Weise berücksichtigt. In bezug auf die Aufgaben, die die Kirche gegenüber diesen Instrumenten zu erfüllen hat, beschränkt sich Baragli in diesem Beitrag auf den grundsätzlichen Aufweis des Rechtes und der Pflicht der Kirche als gottmenschlicher Stiftung, über die sittlichen und religiösen Aspekte der Massenmedien zu urteilen.